

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

„Wissensvorräte und Relevanzen
von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung –
Eine Studie zum Arbeitsleben auf
sozialphänomenologischer Grundlage“

Verfasserin

Katja Pfaffinger

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien, 2012

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 297

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Diplomstudium Pädagogik

Betreuer:

Univ.-Prof. Dr. Gottfried Biewer

EIDESSTATTLICHE ERKLÄRUNG

Ich, Katja Pfaffinger, erkläre hiermit an Eides statt, dass ich die vorliegende Diplomarbeit bzw. die gekennzeichneten Passagen selbstständig verfasst, andere als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel nicht benutzt und mich auch sonst keiner unerlaubten Hilfe bedient habe.

Die Diplomarbeit wurde von mir weder im In- noch Ausland in irgendeiner Form als Prüfungsarbeit vorgelegt.

Wien, im September 2012

Datum

Katja Pfaffinger

VORWORT

Ein besonderer Dank für die Erstellung dieser Abhandlung gilt vor allem Herrn Univ.-Prof. Dr. Gottfried Biewer, der mir das Schreiben dieser Abschlussarbeit erst ermöglicht und mich in meinem Arbeitsprozess begleitet und mit zahlreichen Tipps und Anregungen und noch mehr Geduld unterstützt hat.

Ich weiß aber auch, dass ich meine Diplomarbeit nicht auf die getätigte Art und Weise verfassen hätte können, wenn es nicht viele Menschen um mich herum gegeben hätte, die mich immer unterstützt haben und immer ein offenes Ohr für mich hatten.

An dieser Stelle möchte ich mich auch noch einmal bei meinen Freunden bedanken, die mir wertvolle moralische Stützen waren und Freunde sind, auf die ich mich immer verlassen kann.

Des Weiteren bin ich Frau Mag.^a Tanja Dechet Bakk. zu Dank verpflichtet, die mir mit wiederholtem und schnellem Korrekturlesen, Verbesserungsvorschlägen und Formulierungshilfen stets zur Seite stand.

Und nicht zuletzt gilt ein besonderer und tiefer Dank meinen Eltern für den emotionalen Rückhalt, der mir immer wieder geboten wurde, sowie deren moralische als auch finanzielle Unterstützung. Ebenso danke ich ihnen für ihr Vertrauen, das sie stets in mich haben.

INHALTSVERZEICHNIS

Eidesstattliche Erklärung	3
Vorwort.....	5
Inhaltsverzeichnis	7
Einleitung	9
1. Einführung in die Problemstellung	13
1.1. Themenfeld	13
1.2. Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung	14
1.3. Aktueller Forschungsstand	18
1.4. Fragestellung.....	21
1.5. Vorschau und methodisches Vorgehen.....	22
2. Theorieteil.....	25
2.1. Wissenschaftstheoretische Position.....	25
2.1.1. Strukturen der Lebenswelt nach Alfred Schütz und Thomas Luckmann.	26
2.1.2. Wissenschaftshistorischer Hintergrund	27
2.1.2.1. Die Phänomenologie nach Edmund Husserl	28
2.1.2.2. Die Soziologie nach Alfred Schütz	29
2.1.3. Konzepte nach Alfred Schütz und Thomas Luckmann.....	33
2.1.3.1. Natürliche Einstellung	33
2.1.3.2. Räumliche, zeitliche und soziale Strukturen der Lebenswelt	35
Räumliche Aufschichtung der alltäglichen Lebenswelt	35
Zeitliche Aufschichtung der alltäglichen Lebenswelt.....	37
Soziale Aufschichtung der alltäglichen Lebenswelt	38

2.1.3.3. Struktur des Wissens nach Alfred Schütz.....	40
2.1.3.4. Relevanzstrukturen nach Alfred Schütz.....	42
Thematische Relevanz.....	44
Interpretationsrelevanz.....	47
Motivationsrelevanz.....	48
2.1.3.5. Arbeit im Sinne Alfred Schütz.....	50
2.1.4. Zusammenfassung	51
2.2. Konzeptionelle Grundlagen.....	54
2.2.1. Partizipation.....	54
2.2.2. Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung am Ersten Arbeitsmarkt ..	59
2.2.3. Qualifizierungsmaßnahmen	61
2.2.4. Die Bedeutung von Arbeit für Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung	64
2.2.5. Zusammenfassung	66
2.3. Methodologie.....	68
3. Empirische Daten in exemplarischer Anwendung.....	79
3.1. Interview 1.....	80
3.2. Interview 2.....	84
3.3. Interview 3.....	87
3.4. Diskussion	90
4. Zusammenfassung und Ausblick.....	95
Literatur.....	97
Anhang.....	105
Abstract.....	137
Lebenslauf	139

EINLEITUNG

Im Zuge des Seminars „Diagnostik, Rehabilitation und Therapie bei speziellem Erziehungs-, Bildungs- und Hilfebedarf - Computergestützte qualitative Datenanalyse in der Forschung zur beruflichen Partizipation“ unter der Leitung von Herrn Univ.-Prof. Dr. Biewer im Sommersemester 2010 bekamen wir erstmalig Einblick in das vom Österreichischen Wirtschaftsfonds geförderte Forschungsprojekt „Partizipationserfahrungen in der beruflichen Biographie von Menschen mit einer intellektuellen Beeinträchtigung“, ebenfalls unter der Projektleitung von Herrn Univ.-Prof. Dr. Biewer und der Projektmitarbeit von Frau Univ.-Ass. Dr.in Mag.^a Fasching, Herrn Mag. Koenig und Frau Mag.^a Postek. Die Universität Wien, genauer deren Forschungseinheit für Heilpädagogik und Integrative Pädagogik, realisierte ein vom Wissenschaftsfonds Austrian Science Fund (FWF¹) gefördertes Projekt an der Universität Wien, das sich „Partizipationserfahrungen in der beruflichen Biographie von Menschen mit einer geistigen Behinderung“ widmete.

Dies beinhaltete eine Untersuchung anhand der Übergangsphase „Schule-Beruf“ sowie der Lebensphase „Arbeitsleben“ am Beispiel Österreich. In dieser explorativen partizipativ-qualitativen Längsschnittuntersuchung wurden unter anderem die subjektiv erlebten Teilhabeerfahrungen von Menschen mit einer intellektuellen Beeinträchtigung untersucht. Zusätzlich wurden deskriptive quantitative Daten erhoben, die für diese Diplomarbeit jedoch nicht relevant sind und daher keine weitere Beachtung finden werden. Es wurden zirka 40 Personen mit Lernschwierigkeiten befragt, von denen sich 20 TeilnehmerInnen, im Alter von ca. 16 bis 25 Jahren, im Übergang von der Schule ins Arbeitsleben befanden und weitere 20 TeilnehmerInnen, welche über 20 Jahre alt waren und bereits im Arbeitsleben standen.

¹ „Der FWF - Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung - ist Österreichs zentrale Einrichtung zur Förderung der Grundlagenforschung. Er ist allen Wissenschaften in gleicher Weise verpflichtet und orientiert sich in seiner Tätigkeit ausschließlich an den Maßstäben der internationalen Scientific Community.“ (FWF 12.04.2011, online)

Die InterviewpartnerInnen aus unterschiedlichen Bundesländern Österreichs, welche über zwei Jahre hinweg immer wieder befragt wurden, wiesen verschiedene Erfahrungshintergründe, wie den Besuch einer Integrationsschule oder Sonderschule bzw. verschiedene Arbeitskontexte, auf. (vgl. Biewer, Fasching, Koenig 2009, S.391)

Das Ziel des Projektes zur beruflichen Partizipation ist die Rekonstruktion von sowohl objektiv bestimmbaren als auch subjektiv erlebten Partizipationserfahrungen im Lebenslauf von Menschen mit einer intellektuellen Beeinträchtigung. Insbesondere wurde versucht Teilhabeerfahrungen von intellektuell beeinträchtigten Menschen am Arbeitsmarkt kritisch zu analysieren. Im Rahmen des Forschungsprojektes wurde anstelle der noch immer geläufigen Bezeichnung „Geistige Behinderung“ der Begriff „Intellektuelle Beeinträchtigung“ gewählt, da ersterer automatisch eine Stigmatisierung mit sich zieht, weil er sich auf Menschen bezieht, denen eine *„mindere kognitive Leistungsfähigkeit in Kombination mit unzureichendem Anpassungsverhalten mit lebenslangem Unterstützungsbedarf“* nachgesagt wird. (Biewer, Fasching, Koenig 2009, S. 392)

Die vorliegende, eigenständig wissenschaftliche Arbeit findet im Rahmen dieses Projektes statt.

Da einer meiner Schwerpunkte im Rahmen des Studiums der Bildungswissenschaft an der Universität Wien – neben Aus- und Weiterbildung – Berufliche Rehabilitation ist, absolvierte ich im Zuge der Pflichtfächer diverse Lehrveranstaltungen zu diesem Themengebiet. Insbesondere zur Thematik „Berufliche Teilhabe von Menschen mit Behinderung“ wählte ich aber auch im Rahmen der Wahlfächer stets gezielt Lehrveranstaltungen hierzu. Dadurch wurde mein Interesse an Beruflicher Rehabilitation und Teilhabe von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung geweckt, vor allem aber gestärkt. Wie sich später herausstellen sollte, wurden diese Themenfelder auch im bereits erwähnten finanzierten Forschungsprojekt „Partizipationserfahrungen in der beruflichen Biographie von Menschen mit einer intellektuellen Beeinträchtigung“ abgesteckt.

Während des oben erwähnten Seminars wurde das erhobene Datenmaterial des FWF-Projektes (geführte Interviews zu „Arbeitsleben“, „Transitionsphase“ und anschließende Validierungstreffen) in Form einer Seminararbeit aufgearbeitet, analysiert und reflektiert. Dabei kristallisierten sich verschiedenste Themenschwerpunkte heraus. Unter anderem traten erfolgte und unterbliebene Partizipationserfahrungen und die subjektive Wahrnehmung von Teilhabe am Arbeitsleben von Menschen mit einer intellektuellen Beeinträchtigung deutlich hervor.

Am Ende des Semesters wurde einigen Teilnehmern aus dem Seminar die Möglichkeit auf einen Platz im projektbezogenen Diplomand/innen- bzw. Dissertant/innen-Seminar im folgenden Wintersemester geboten, um sich näher mit den Auswertungen des Datenmaterials auseinander zu setzen und die gewonnen Erkenntnisse in Form einer Diplomarbeit festzuhalten.

Die vorliegende Diplomarbeit stützt sich somit unter anderem auf das erhobene Datenmaterial des FWF-Projektes, welches auf sozialphänomenologischer Grundlage nach Alfred Schütz interpretiert und mit der vorhandenen Literatur „Strukturen der Lebenswelt“ nach Alfred Schütz und Thomas Luckmann (2003) bzw. mit bereits vorhandenen Erkenntnissen diskutiert werden soll.

Obwohl es bis dato keine Ausarbeitungen oder anwendbare Konzepte nach Alfred Schütz und Thomas Luckmann aus „Strukturen der Lebenswelt“ bezogen auf Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung (erst recht nicht zu deren Lebensalltag, dem Berufsleben, usw.) in der Literatur zu finden gibt (nähere Erläuterung dazu in Kapitel 2), versucht die vorliegende Abhandlung eine Vorarbeit dahingehend zu leisten, den Ansatz von Schütz dazu zu nutzen, um künftig die Lebenswelt von intellektuell beeinträchtigten Menschen besser fassen und analysieren zu können.

Allem voran gilt es zu klären, was unter „Lebenswelten“ zu verstehen ist und wie sich diese unter dem Aspekt von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung fassen lassen, um anschließend näher auf „Wissen“ und „Relevanzen“ (Schütz, Luckmann 2003) eingehen zu können.

Wie anschließend in Kapitel 2) näher dargelegt, zeigt sich, dass eine sozialphänomenologische Interpretation geeignet ist zentrale Strukturen von Lebenswelten von Menschen mit Beeinträchtigung anhand des Klassikers „Strukturen der Lebenswelten“ von Alfred Schütz und Thomas Luckmann (2003) herauszuarbeiten. Auch gerade deshalb, da die phänomenologische Soziologie auf das Subjekt in der Welt ausgerichtet ist – auf ihr Handeln und ihre Sinngebung innerhalb ihrer alltäglichen Lebenswelt. Dabei spielen auch Erfahrungen eine wichtige Rolle, da über diese unser Bewusstsein entsteht, welches – einen Schritt weiter – einen Zugang zu Wirklichkeit darstellt. Diese Aspekte bilden eine Brücke zu den subjektiven Partizipationserfahrungen von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung.

1. EINFÜHRUNG IN DIE PROBLEMSTELLUNG

1.1. Themenfeld

Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung sind nicht nur in ihrem Alltag, sondern auch in ihrem Berufsleben (ebenso in der Schule sowie beim Übergang von der Schule in den Beruf) mit vielen Hindernissen und Anforderungen gleichzeitig konfrontiert. Eine Arbeit und im engeren Sinn eine Erwerbsarbeit zu haben hat vor allem für Menschen mit einer Beeinträchtigung einen hohen Stellenwert. Einer Arbeit nachzugehen stellt neben mehreren Faktoren nicht nur einen wichtigen Schritt in Richtung Selbstbestimmung und Eigenverantwortlichkeit dar, sondern sie ist auch wesentlich für das eigene Selbstbild und Selbstwertgefühl. Außerdem strukturiert sie den Alltag und erleichtert den Aufbau von sozialen Kontakten. Arbeit hat für beeinträchtigte Menschen meist einen höheren Stellenwert als für Menschen ohne Beeinträchtigung, da es unter anderem das Gefühl vermittelt, wertvoll und ein Bestandteil der Gesellschaft zu sein. (vgl. Schubert 1996, S. 510)

Mithilfe der gewählten Literatur „Strukturen der Lebenswelt“ nach Alfred Schütz und Thomas Luckmann, auf die sich die Diplomarbeit vorrangig stützt, soll anhand der im Laufe der Abhandlung ausgearbeiteten Komponenten des Wissensvorrates und Relevanzen (Begriffe werden im folgenden Kapitel näher erläutert) letztlich auch der Frage nachgegangen werden, auf welche Bereiche des Lebensalltages Arbeit für Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung und deren Lebensgestaltung Auswirkungen hat.

Zunächst soll jedoch geklärt werden, wie die Begrifflichkeit „Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung“ in der vorliegenden Arbeit verstanden wird.

1.2. Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung

Geprägt von der Haltung einer Gesellschaft gegenüber Menschen mit Behinderung, herrschen seit jeher unterschiedlichste Definitionen von Behinderung, welche durch einen ständigen Wandel der Gesellschaft einem kontinuierlichen Veränderungsprozess unterliegen, was eine laufende Adaptierung der Begriffsdefinition nach sich zieht. (vgl. BMASK 2008, S. 2)

Zu einem Perspektivenwechsel durch ein neues Verständnis von „Behinderung“ kam es auch durch eine Neudefinition seitens der Weltgesundheitsorganisation (WHO) in der „Internationalen Klassifikation der Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit“ (ICF²) (WHO 2001, online), wodurch das bisherige Modell von 1980 „International Classification of Impairments, Disabilities and Handicaps“ (ICIDH) „an die Lebenswirklichkeit der Betroffenen angepasst wurde“. (DIMDI 2005, S. 4)

Hatte die ICIDH bisher keine einheitliche Definition vorzuweisen, steht bei der ICF nun das Konzept der funktionalen Gesundheit im Mittelpunkt. Man geht nun nicht mehr von einem Krankheitsfolgenmodell, sondern dem bio-psycho-sozialen-Modell der Komponenten von Gesundheit aus. Während man sich früher noch an einem defizitorientierten Verständnis von Behinderung orientierte, kommt nun auch der ressourcenorientierte Aspekt hinzu: Es werden konkrete Situationen und Rahmenbedingungen benannt, in denen Behinderung auftreten kann. Es wird nun explizit Bezug auf die Kontextfaktoren (Umweltfaktoren (Materielles, Arbeitsplatz, Gesetze, usw.) und personenbezogene Faktoren (Alter, Geschlecht, usw.) genommen. (DIMDI 2005, S. 5)

² Internationale Klassifikation der Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit (ICF) der Weltgesundheitsorganisation (WHO)

Des Weiteren wurde in der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderung durch die UN-Vollversammlung (United Nations 2008) eine modifizierte Definition in Form eines Zusatzprotokolls verabschiedet. Österreich ist am 26. September 2008 diesem Übereinkommen beigetreten und hat es 2008 auch ratifiziert. (vgl. Koenig, Pinetz 2009b) Damit verpflichtete sich der Staat völkerrechtlich, die festgelegten Standards durch österreichische Gesetze umzusetzen und zu gewährleisten. Das Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz (BMASK) ist in Österreich für die Koordinierung der Angelegenheiten dieser Konvention zuständig. (vgl. BMASK 2008, online).

Der Begriff Menschen mit Behinderungen umfasst Menschen mit langfristigen körperlichen, seelischen, geistigen oder Sinnesschädigungen, die sie im Zusammenwirken mit verschiedenen Barrieren daran hindern können, gleichberechtigt mit anderen uneingeschränkt und wirksam an der Gesellschaft teilzunehmen. (BMASK 2008 online, Artikel 1, S. 5)

Erstmals ist an dieser Stelle auch festgehalten, dass es Menschen mit Beeinträchtigung bei Verletzung ihrer Rechte möglich ist, Beschwerde einzureichen. Die UN-Konvention schaffte mit dem Zusatzprotokoll über die Rechte von Menschen mit Behinderungen einen Paradigmenwechsel, indem Menschen mit Beeinträchtigung erstmals als Subjekte und TrägerInnen von Rechten anerkannt wurden. Dies bedeutet, dass jegliche Hindernisse, die es Menschen erschweren bzw. unmöglich machen, am öffentlichen Leben teilzunehmen, so weit wie möglich abgebaut werden müssen. Diesem Paradigmenwechsel muss auch die Stadt Wien Rechnung tragen. (vgl. ÖAR 2010, online) Und so trat im Jahr 2010 das neue Wiener Chancengleichheitsgesetz mit einer Neufassung und Modernisierung des Wiener Behindertengesetzes (WBHG) aus dem Jahr 1986 in Kraft. Einerseits wurden alte diskriminierende Begriffe entfernt, andererseits wurde der Gesetzestext in klarer und nachvollziehbarer Sprache formuliert. (vgl. CGW 2010, online)

Der Begriff "Behinderung" wird heutzutage noch immer aus verschiedensten Perspektiven gesehen, nämlich aus einer pädagogischen, medizinischen, psychologischen, soziologischen, ökonomischen, juristischen oder sozialpolitischen – jeweils mit fachspezifischen Akzentuierungen (eine nähere Erläuterung dieser bleibt an dieser Stelle jedoch aus, da dies den Rahmen der vorliegenden Arbeit sprengen würde). Entscheidend für die jeweilige Definition sind die damit verbundenen Zielsetzungen. (vgl. Nickel 1999, S. 3) In unserer Gesellschaft existieren verschiedenste Behinderungsbegriffe, welche jedoch auch mit unterschiedlichsten Folgen für die betroffenen Personen einhergehen. Es ist festzuhalten, dass es im Allgemeinen keinen einheitlich anerkannten Behinderungsbegriff gibt.

In der vorliegenden Diplomarbeit wird der Begriff der „intellektuellen Beeinträchtigung“ verwendet, da der Begriff der „geistigen Behinderung“ mit negativen Assoziationen besetzt ist, welche eine *„Abwertung des Menschen mit einer oft lebenslangen Diskriminierung“* beinhaltet (Kniel, Windisch 2005, S. 6).

Auch aktuell ist der Begriff der „geistigen Behinderung“ noch weit verbreitet. Im Jahre 1828 gründete Gotthard Guggenmoos in Salzburg für Menschen mit sog. „geistiger Behinderung“ die erste „Anstalt für Schwachsinnige“, da in allen größeren Städten besondere Unterrichtsanstalten für „blödsinnige“ und „schwachsinnige“ Kinder gefordert wurden. 1841 eröffnete Guggenmoos dann die erste „Kretinenanstalt“ zur Erziehung „blödsinniger Kinder“ in Interlaken. (Broich 2001, S. 40)

Der deutsche Rehabilitationspädagoge Georg Theunissen sah den Ursprung und Auslöser der Diskussion rund um die Begrifflichkeit der „geistigen Behinderung“ in den 50er Jahren in der Elternvereinigung der Lebenshilfe, welche das Bestreben hatte jene Begriffe abzulösen, *„die bis dahin als ausgesprochen negative Stigmata geläufig waren, z.B. Schwachsinn, Blödsinn, Idiotie und Oligophrenie“* (Theunissen 2005³, S. 11). Außerdem wollte man sich dem Verständnis von Behinderung aus dem angloamerikanischen Sprachraum des „mental handicaps“ bzw. „mental retardation“ annähern. (Theunissen 2005³, S. 11)

Konkret muss jedoch bemängelt werden, dass bis heute nicht eindeutig definiert werden kann, was konkret unter Menschen mit einer „geistigen Behinderung“ verstanden wird (vgl. Greving, Gröschke 2000), da es zahlreiche Auffassungen und Definitionen von geistiger Behinderung gibt. (vgl. Theunissen 2005³, S. 11)

„...vielmehr handelt es sich hierbei um ein soziales Zuschreibungskriterium, um ein subjektives Werturteil, weswegen es präzise(r) wäre, nicht (wie häufig der Einfachheit halber) von geistig behinderten Menschen zu sprechen, sondern von Kindern, Jugendlichen oder Erwachsenen, die als geistig behindert ‚bezeichnet‘ (etikettiert) werden.“ (Theunissen 2005³, S. 12)

Theunissen geht ebenso auf das Problem des stigmatisierenden Faktors des Begriffes „geistige Behinderung“ ein: Behinderung als „Wertbegriff“ (Theunissen 2005³, S. 12) misst sich nämlich stets an dem, was von der Gesellschaft als „normal“ gesehen wird. Entspricht man nicht den gesellschaftlichen Vorstellungen und Normen, wird man eben als „behindert“ bezeichnet – was letztlich auch in Segregation, Aussonderung, Besonderung und Isolation enden kann. (vgl. Theunissen 2005³, S. 12)

Der Begriff der „intellektuelle Beeinträchtigung“ wird daher sowohl im Rahmen des finanzierten Forschungsprojektes als auch im Rahmen dieser Diplomarbeit bevorzugt, da ausschließlich die kognitive Beeinträchtigung eines Individuums angesprochen wird (vgl. Kniel, Windisch 2005, S. 6). Ferner wirkt diese Begrifflichkeit gegenüber den Menschen mit einer Behinderung weniger abwertend. Weltweit ist derzeit eine Tendenz zum Begriff „intellektuelle Beeinträchtigung“ zu verzeichnen, wodurch die Stigmatisierung von Menschen mit Behinderung vermieden werden soll (vgl. Theunissen 2007^{3b}, S. 177). Durch diesen Wechsel in den Begrifflichkeiten wird nun explizit auf das beeinträchtigte Merkmal hingewiesen, nämlich der eingeschränkten kognitiv-intellektuellen Funktionen.

Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung sind ebenso wie Menschen ohne Beeinträchtigung in der Lage, Fähigkeiten im Bereich der sozialen Kompetenzen aufzubauen – nicht nur auf zwischenmenschlicher Basis. Ebenso betrifft dies berufliche Fertigkeiten und persönliches Interesse. Der neue Präsident der Lebenshilfe Österreich, Psychologe Germain Weber, hält daher fest, dass der Begriff der „geistigen Behinderung“ zu breit gefächert und zu vielfältig für dieses Erscheinungsbild und diese Betitelung nach dem heutigen Erkenntnisstand weit überholt ist. Der Begriff der „geistigen Behinderung“ sei außerdem nicht mehr nur diskriminierend, sondern er entspreche auch nicht den Fakten und Tatsachen dieser Form der Behinderung. (vgl. Weber 1997, S. 15)

1.3. Aktueller Forschungsstand

Die Phänomenologie, welche eine menschliche Existenz voraussetzt, wobei sich das Subjekt als leiblich, sozial und kulturell eingegliedert in der Welt versteht, bietet einen Rahmen für die Entfaltung der Gesellschaftswissenschaften. (vgl. Zahavi 2007, S.91) Alfred Schütz unvollendetes Lebenswerk „Strukturen der Lebenswelt“ wurde schon lange Zeit für philosophisch orientierte Arbeiten herangezogen, jedoch schenkte man der Bedeutung der Möglichkeiten für empirisch forschende Ansätze kaum Beachtung.

So dauerte es auch in den Sozialwissenschaften einige Zeit, bis Schütz' phänomenologischer Ansatz aufgenommen wurde. Sein Werk war für die Entwicklung der phänomenologischen Soziologie von äußerster Wichtigkeit. So hatte er beispielsweise einen großen Einfluß auf Peter L. Bergers und Thomas Luckmanns (2009²⁴) „neuer Wissenssoziologie“, welche sich die Umsetzung der phänomenologischen Beschreibung und konstitutionsanalytischen Rekonstruktion sozialen Handelns und Wissens zum Ziel gesetzt hat. (Berger, Luckmann 2009²⁴)

Diese Richtung der Soziologie geht davon aus, dass die soziale Wirklichkeit, welche den Gegenstandsbereich der Sozialwissenschaften darstellt, eine besondere Struktur aufweist, nämlich die, dass genannte soziale Wirklichkeit einen subjektiven Sinn besitzt. Und die Aufgabe der Sozialwissenschaften ist es nun, diesen sinnhaften Aufbau zu verstehen und zu rekonstruieren, wodurch sie auch eine Sonderstellung einnimmt.

Bis dato gibt es jedoch noch immer keine relevanten Ausarbeitungen oder gar fassbare Modelle der Konzepte der „Wissensvorräte“ und „Relevanzen“ nach Alfred Schütz und Thomas Luckmann, welche eine konkrete Umsetzung dieser auf die Lebenswelt von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung erlauben würde – sowohl methodologische als auch methodische Fragen auf Grundlage dieses im Grunde konstitutiven Begriffsystems wurden bisher nicht aufgearbeitet. Diese Tatsache liegt laut dem schweizer Soziologen Thomas S. Eberle unter anderem daran, dass viele Sozialwissenschaftler bezweifeln, dass die phänomenologische Lebensweltanalyse für die Sozialwissenschaften eine sinnvolle und nützliche Soziologie darstelle. Außerdem, dass sich viele an Schütz' handlungstheoretischen Prämissen und dem postulierten methodologischen Individualismus, insbesondere dem Postulat der subjektiven Interpretation, mit dem das Adäquanzpostulat eng verwoben ist, stören würden. (vgl. Eberle 2010, S. 66)

Insbesondere nicht bezogen auf den Lebensalltag oder gar das Arbeitsleben von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung, da sowohl Kinder als auch Menschen mit Beeinträchtigung nicht zur Zielgruppe der beiden Autoren gehörten und somit in ihren Werken gänzlich ausgenommen wurden. (vgl. Grathoff 1995, S. 240)

Aufgrund der Tatsache, dass es neben der Analyse und Darlegung der Literatur „Strukturen der Lebenswelt“ ebenfalls ein Anliegen dieser Abhandlung ist, auf subjektiv erlebte Partizipation am Arbeitsplatz und auf persönliches Erleben beruflicher Herausforderungen von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung genauer einzugehen, stellte sich Schütz' Werk als sozialphänomenologische Grundlage für diese Ausarbeitung als geeignet und aussagekräftig dar. Unter anderem deswegen, da man zentrale Aussagen der phänomenologisch ausgerichteten Soziologie nach Alfred Schütz insbesondere im Handeln und in der Sinnggebung, die innerhalb der eigenen Lebenswelt vonstatten gehen, findet.

Das Forschungsprojekt, im Rahmen dessen die Diplomarbeit geschrieben wird, hat zum Ziel, sowohl objektiv bestimmbare als auch subjektiv erlebte Partizipation im beruflichen Lebenslauf von Menschen mit einer geistigen Beeinträchtigung zu rekonstruieren. Das ist vor allem im deutschsprachigen Raum eine Neuheit, da der Blick auf die subjektive Sichtweise der betroffenen Akteure bis dato kaum oder gar nicht berücksichtigt wurde. (vgl. *Fasching, Mursec 2010*) Innerhalb dieses Rahmens gilt es zu klären, wie es zur individuellen Orientierung in der Welt kommt, wie Erfahrungen und subjektive Wissensvorräte entstehen und wie diese mit objektiven Wissensvorräten gekoppelt sind. Das Ziel dieser sozialphänomenologischen Studie ist es, zu klären, wie sich eine Welt im Bewusstsein jedes Individuums konstituiert und wie der Mensch eine Welt schafft. (vgl. *Abels 2007, S. 64*)

Ziel der Diplomarbeit ist es unter anderem, eine Brücke zwischen Literatur – „Strukturen der Lebenswelt“ von Schütz/Luckmann – und dem erhobenen Datenmaterial zu schaffen und somit einen Einblick – auf sozialphänomenologischer Grundlage – in das Arbeitsleben von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung zu gewähren.

1.4. Fragestellung

Wie bereits erwähnt, gibt es bislang keine relevanten oder gar fassbare Modelle der Konzepte der „Wissensvorräte“ und „Relevanzen“ nach Alfred Schütz und Thomas Luckmann, welche eine konkrete Umsetzung dieser auf die Lebens-, bzw. Arbeitswelt von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung erlauben würde. Das Arbeitsthema meiner Diplomarbeit, welches auf der Literatur „Strukturen der Lebenswelt“ (2003) nach Alfred Schütz und Thomas Luckmann gründet, beschäftigt sich daher mit der Frage:

Inwieweit eignen sich die Konzepte der „Wissensvorräte“ und „Relevanzen“ nach Alfred Schütz und Thomas Luckmann zur Erforschung des Arbeitslebens von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung?

Die Beantwortung der Forschungsfrage wird sich über das gesamte Kapitel 2), der konzeptionellen Grundlagen (besonders über das Unterkapitel 2.3.), und über Kapitel 3), der exemplarischen empirischen Datenbearbeitung, erstrecken und wird im Resümee noch einmal zusammengefasst.

Es wird die alltägliche intersubjektive Lebenswelt in den Blick genommen, welche als jene Wirklichkeit zu verstehen ist, in der der intellektuell beeinträchtigte Mensch lebt, denkt, handelt und sich mit anderen verständigt. Alltägliches Leben, zum Beispiel das Arbeitsleben, bezeichnet dabei die gemeinsame, intersubjektive Ausführung der Erlebniserfahrung von Handelnden, wie eben zwischen Arbeitenden. (Grathoff 1995, S. 116) Bezüglich des Arbeitslebens bzw. der Arbeitssituation von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung werden in der Diplomarbeit Situationen in den Blick genommen, in denen im weitesten Sinne eine Teilhabe am Arbeitsleben, sprich das Innehaben eines beliebigen Arbeitsplatzes, verwirklicht ist. Das Hauptaugenmerk in dieser Arbeit ist dabei auf Menschen gerichtet, die sich in einer Qualifizierungsmaßnahme oder bereits am ersten Arbeitsmarkt befinden oder schon einmal befunden haben.

Die, für die Beantwortung diese Forschungsfrage, gewonnenen Erkenntnisse können für Entscheidungen künftiger heil- und integrativpädagogischer Konzepte und der konkreten Gestaltung der Lebensräume von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung von großer Bedeutung sein.

1.5. Vorschau und methodisches Vorgehen

Wie bereits erläutert, steht in den Sozialwissenschaften das Verstehen vom subjektiven Sinn im Mittelpunkt, wodurch der Wissenschaftler vor dem Problem steht, ebenso von einem subjektiven Standpunkt ausgehen zu müssen. Infolge dessen ist es notwendig typisierende Konstruktionen aufzustellen, was ein Beobachten von Ereignissen in der Sozialwelt unumgänglich macht, dies erfolgte im Zuge des Forschungsprojektes anhand der Durchführung von personenzentrierten Interviews. Diese erhobenen Daten müssen nun analysiert und Typisches herausgearbeitet werden. Darausfolgend soll eine Konstruktion eines Idealtypus als Modell eines Handelnden, in diesem Fall von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung, aufgestellt werden. (*vgl. Schütz 1971*)

Neben einer Einleitung bzw. Einführung in das Thema beginnt die Arbeit im ersten Kapitel mit einer Darstellung des Themenfeldes ebenso des Forschungsvorhabens sowie der Skizzierung des relevanten aktuellen Forschungsstandes und einer kurzen Vorstellung des Rahmenprojektes. Daraufhin wird auf Grund identifizierter Forschungslücken die Fragestellung herausgearbeitet.

In einem nächsten Schritt wird im zweiten Kapitel zu Beginn ein kurzer Überblick über den wissenschaftshistorischen Hintergrund geboten – dies beinhaltet sowohl die Phänomenologie und dessen Begründer Edmund Husserl als auch die Soziologie nach Alfred Schütz. Des Weiteren wird die verwendete Literatur „Strukturen der Lebenswelt“ von Alfred Schütz und Thomas Luckmann (2003) vorgestellt und auf deren aufgestellte Theorien und Konzepte hin analysiert. Dabei ist eine Erläuterung sozialphänomenologisch relevanter Begriffe für ein besseres Verständnis der gewählten Literatur und Schütz' Absichten unumgänglich: So muss geklärt werden, was unter „natürlicher Einstellung“ und „Lebenswelt“ verstanden wird.

Des Weiteren werden räumliche, zeitliche und soziale Komponenten der genannten Lebenswelt dargestellt. Schließlich werden die Struktur des Wissens (Grundelemente, Gewohnheitswissen und spezifische Teilinhalte des Wissens) sowie Relevanzstrukturen (thematische Relevanz, Interpretationsrelevanz, Motivationsrelevanz) nach Alfred Schütz näher ausgeführt. Erläuterungen zu dem Begriff „Arbeit“ im Sinne Schütz' schließen diesen Teil des Kapitels ab.

Außerdem werden relevante Begriffe der Diplomarbeit bearbeitet, unter anderem „Partizipation“. Dabei ist zu berücksichtigen, dass es aufgrund einer Vielzahl von unterschiedlichsten Bestimmungen nicht möglich ist, eine einheitlich gültige Definition dieser Begrifflichkeiten herauszuarbeiten. Aus diesem Grund werden in der folgenden Arbeit nur einige, für die Arbeit besonders relevante Ansätze und Erklärungsversuche angeführt. Außerdem wird auf das Arbeitsleben bzw. der Bedeutung des Innehabens eines Arbeitsplatzes intellektuell beeinträchtigter Menschen sowohl am ersten Arbeitsmarkt als auch in einer Qualifizierungsmaßnahme – auf Basis eines sozialphänomenologischen Verständnisses nach Alfred Schütz und Thomas Luckmann – eingegangen.

Schließlich wird versucht, eine Verbindung zwischen Wissenschaft und Empirie herzustellen. Dies erfolgt zunächst durch eine intersubjektiv nachvollziehbare Annäherung an den Gegenstandsbereich. Aus methodologischer Sicht soll geklärt werden, ob jene Begrifflichkeiten lediglich nur Konstrukte oder Idealtypen sind, oder sie tatsächlich die Wirklichkeit darstellen.

In Kapitel 3) folgt eine Auswertung der erhobenen Daten (Interviews). Die zuvor analysierten und dargestellten Konzepte nach Schütz und Luckmann werden mit den biographischen Erzählungen in Beziehung gesetzt. An dieser Stelle ist zu betonen, dass es sich lediglich um eine exemplarische Anwendung des empirischen Datenmaterials handelt. Es wird versucht, die zuvor herausgearbeiteten Inhalte exemplarisch zu verwenden und darzustellen. Dabei erfolgt eine Beschreibung des Arbeitslebens von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung auf sozialphänomenologischer Grundlage anhand der im vorigen Kapitel analysierten Konzepte der Wissensvorräte und Relevanzen von Schütz und Luckmann, welche ebenso die Gliederung der Lebenswelt in eine räumliche, zeitliche und soziale Struktur voraussetzt.

Dieses Kapitel widmet sich ferner der Diskussion über die Anwendung, mögliche Probleme, Grenzen und offene Fragen bzw. Interpretation der Ergebnisse, die auch in Beziehung zu der ausführlich dargestellten Theorie gesetzt werden.

Das vierte Kapitel bildet den Abschluss der Diplomarbeit mit der Formulierung von Schlussfolgerungen. Ein Resümee im Hinblick auf das Forschungsthema wie der Forschungsfrage, welche mögliche Kritikpunkte mit sich ziehen, an denen sich künftige Arbeiten orientieren könnten, und ein kurzer Ausblick runden diese Arbeit ab.

2. THEORIETEIL

2.1. Wissenschaftstheoretische Position

Die Forschungsfrage soll anhand der Literatur „Strukturen der Lebenswelt“ nach Alfred Schütz und Thomas Luckmann untersucht werden. Im Mittelpunkt des Klassikers stehen Fragen nach der Lebenswelt des Alltags, der natürlichen Einstellung, der Aufschichtung der Lebenswelt, dem Wissen von der Lebenswelt, den Relevanzen sowie dem Zusammenhang zwischen Wissen und Gesellschaft.

Der empirische Teil der Diplomarbeit stützt sich unter anderem auf das zweite Kapitel „Die Aufschichtung der Lebenswelt“ mit Schwerpunkt auf dem dritten Kapitel „Das Wissen von der Lebenswelt“ („Wissensvorrat“ und „Relevanzen“) aus dem oben erwähnten Werk. Die aus der Literatur hervorgehende zeitliche, räumliche und soziale Struktur der Lebenswelt wird zwar dargestellt, der Fokus wird jedoch auf den Wissensvorrat und die Relevanzen gelegt. Die Begriffssysteme von Alfred Schütz und Thomas Luckmann werden für die Analyse der vorliegenden Daten auf den verschiedenen systematischen Ebenen verwendet.

Wie bereits in der Einleitung erwähnt, gibt es bis dato keine forschungspragmatischen Anleitungen, wie man Konzepte von Schütz/Luckmann bezogen auf Kinder oder gar Menschen mit Beeinträchtigung anwenden könnte, da sich Alfred Schütz nie mit empirischer Sozialforschung beschäftigt hat und somit eine

*„empirisch verwendbare Intersubjektivitätstheorie fehlte, die z.B. eine Untersuchung der emergenten sozialen Interaktionen zwischen Kindern erlauben würde, so musste er sich auf den Grenzfall des zielgerichteten sozialen Handelns zwischen „hellwachen“ Erwachsenen beschränken.“
(Grathoff 1995, S. 240)*

Es gilt Schütz' und Luckmanns Theorien aufzuarbeiten und vor allem in Bezug auf intellektuelle Beeinträchtigung zu bearbeiten. Die Herausforderung liegt darin, das Konzept der Lebenswelt, und demnach die Elemente des Wissens und die Relevanzstrukturen, nach Alfred Schütz und Thomas Luckmann so auszuarbeiten, dass die zu Beginn gestellte Forschungsfrage zu beantworten und die Lebenswelt von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung künftig besser zu fassen ist.

2.1.1. Strukturen der Lebenswelt nach Alfred Schütz und Thomas Luckmann

Im Folgenden werden wichtige Begriffe und Konzepte aus Alfred Schütz' und Thomas Luckmanns Werk vorgestellt und erläutert. Um die Anwendbarkeit ihrer aufgestellten Theorien zu zeigen, wird in einem weiteren Kapitel, eben anhand dieser Konzepte, die Alltagssituation bzw. die Lebenswelt von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung analysiert.

Zu Beginn ein kurzer Überblick über den wissenschaftshistorischen Hintergrund der „Strukturen der Lebenswelt“.

2.1.2. Wissenschaftshistorischer Hintergrund

Alfred Schütz (1899 – 1959, österreichischer Jurist, Philosoph und Soziologe) greift auf den Lebensweltbegriff Husserls zurück. Der deutsche Soziologe Thomas Luckmann erklärt im Vorwort des Werkes „Strukturen der Lebenswelt“ (2003) Schütz' Arbeiten wie folgt:

„Ausgehend von Husserls und seiner eigenen Analyse der menschlichen Orientierung in Zeit und Raum und von seinen Untersuchungen über die Erfahrung der Beteiligten an einer ‚face to face‘ Situation, deckte Schütz schrittweise jene elementaren Strukturen des Alltagslebens auf, die sozialer Erfahrung, Sprache, sozialem Handeln und der komplexen historischen Welt menschlichen Lebens überhaupt zugrunde liegen.“
(Luckmann: Vorwort. [zu:] Alfred Schütz: *Strukturen der Lebenswelt*. Stuttgart: 2003. S. 18)

"Strukturen der Lebenswelt" ist eine genaue Analyse der Objektivierungen menschlicher Bewusstseinstätigkeit und deren wichtigste Ergebnisse. Schütz geht es nicht um die individuellen Besonderheiten der Weltsicht einzelner Menschen, sondern um die allgemeinen Strukturen unseres Denkens und Handelns. Er beschreibt die Lebenswelt aus der Sicht des eigenen Bewusstseins, was die Grundlage der phänomenologischen Methode bildet.

Alfred Schütz hat 1952, mit der Absicht all seine bisherigen Untersuchungen und Erkenntnisse in einem einzelnen Werk zusammenzufassen, mit der Arbeit daran begonnen. Er konnte seine Pläne aber aufgrund seines plötzlichen Todes nicht in die Tat umsetzen. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 13) Thomas Luckmann, sein damaliger Schüler, setzte Schütz' Arbeit fort. Dazu sei jedoch angemerkt, dass es sich bei dem Werk „Strukturen der Lebenswelt“ lediglich um ein Resümee jener Manuskripte Schütz' handelt, die Thomas Luckmann finden konnte – „die Summe aus Schütz' Leben“, wie es Luckmann bezeichnet. Eine Vollendung der Analyse der Strukturen des Alltagslebens wurde von Luckmann allerdings nicht zu Ende geführt. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 14)

In diesem Werk wird in einer detaillierten Analyse die Welt des Alltags als alltägliche „*Lebenswelt der natürlichen Einstellung*“ erforscht und die Aufschichtungen dieser Lebenswelt am Leitfaden des alltäglichen Wissens und seiner Relevanzstruktur dargestellt. (Grathoff 1995, S. 50)

2.1.2.1. Die Phänomenologie nach Edmund Husserl

Edmund Husserl (01. April 1859 – 27. April 1938) studierte neben Philosophie unter anderem Physik, Mathematik und Astronomie. Des Weiteren besuchte er zahlreiche Vorlesungen des bekannten Psychologen und Philosophen Franz Brentano. Während seiner Zeit als Dozent an der Universität Halle beschäftigte er sich mit erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Grundlagenproblemen, wodurch 1900/1901 sein erstes Hauptwerk „Logische Untersuchungen“ entstand, was als Schlüsselwerk des zwanzigsten Jahrhunderts der Philosophie angesehen wird. Als zweites großes Werk ist 1913 unter dem Titel „Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie I“ erschienen, welches eine Wende zur Transzendentalphilosophie darstellt. (vgl. Zahavi 2009, S. 1)

Husserl prägte den Begriff „Phänomenologie“; er schließt dabei an das Verständnis von Immanuel Kant und Georg W. F. Hegel an. Edmund Husserl versteht unter Phänomenologie eine wissenschaftliche Methode, die einen Zugang in das unmittelbare Bewusstseinsleben schaffen soll. (vgl. Buhr, Klaus 1970, S. 835) Dadurch wurde den Sozialwissenschaften sowohl theoretische als auch methodologische Zugänge eröffnet. (vgl. Bühl 2002, S. 1)

Unter „Phänomenologie“ versteht Husserl all jene Dinge, die uns als Phänomene erscheinen oder uns als solche verstanden und aufgefasst werden, wobei angestrebt wird, neuropsychologische Erkenntnisse außenvorzulassen, da diese laut ihm auf einer unerreichbaren Ebene liegen.

Es wird der Frage nachgegangen, wie Individuen die Welt subjektiv erkennen können, da die Welterkenntnis nach Husserl nicht objektiv, sondern subjektiv ist, wodurch auch eine objektive Existenz von Dingen ausgeschlossen wird. (vgl. Abels 2007⁴, S. 63) Die Methode der Phänomenologie geht von einer Überwindung einer unkritischen „natürlichen Einstellung“ gegenüber der Welt aus, in der der Mensch *„naiv unter seinen Mitmenschen dahinlebt, nämlich unbesorgt darum, ob diese Welt seines täglichen Lebens den Charakter der Existenz oder der bloßen Erscheinung hat“* (Schütz 1971, S.117).

Der Begriff der Lebenswelt nimmt nach der von Husserl herbeigeführten Wende zur Transzendentalphilosophie eine zentrale Rolle ein. Dabei lässt sich Folgendes zusammenfassen: Seiner Analyse der Lebenswelt geht eine Auseinandersetzung mit dem Spannungsverhältnis zwischen wissenschaftlicher Theorie und vorwissenschaftlicher, praktisch orientierter Erfahrung voraus. Des Weiteren stellt diese Betrachtung einen Bruch in seinem bisherigen Denken dar, was eine neue Sichtweise der transzendentalen Phänomenologie bedeutet – die Beziehung zwischen Subjektivität und Welt wird nun anders gesehen und verstanden, als sie noch in seinem zweiten Hauptwerk „Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie I“ von 1913 dargestellt wurde. (vgl. Zahavi 2009, S.131) Den Begriff der Lebenswelt nahm Alfred Schütz auf und führte ihn weiter aus.

2.1.2.2. Die Soziologie nach Alfred Schütz

Schütz' Begründung der phänomenologischen Soziologie lässt sich auf Edmund Husserls Phänomenologie zurückführen, da er der Überzeugung war, dass diese eine *„konsequente Methode zur deskriptiven Analyse der Konstitution von Alltagswelt im menschlichen Erfahrungsbereich“* darstelle. (Schütz, Luckmann 2003, S. 15) Zu dieser Erkenntnis kam er durch die erfolgreiche Anwendung der phänomenologischen Methode auf die soziale Welt als Ergebnis menschlicher und symbolischer Handlungen und materieller Arbeit.

Des Weiteren versuchte Alfred Schütz', eher Theoretiker als empirischer Forscher, eine Balance zwischen sozialwissenschaftlicher Methoden und Theorien und dem dazugehörigen empirischen Fundament der Alltagswelt zu schaffen. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 15)

Schütz' Wissenschaftsverständnis ist kein einheitliches:

„Seine Vorstellungen bewegen sich, [...] häufig hart am Rande des Soziologismus entlang, jenem oft gescholtenen Versuch einer umfassenden Erklärung der Wissenschaften aus dem Selbstverständnis einer Theorie des Sozialen.“ (Grathoff 1995, S. 27)

Schütz, ursprünglich von Max Webers „verstehender Soziologie“ (Weber 2002⁵) beeinflusst, verband Webers Soziologie und Edmund Husserls Phänomenologie, da er in Webers Analysen vor allem die fehlenden Untersuchungen der Konstitution von sozialem Sinn eines Gegenstandes kritisierte. (vgl. Zahavi 2007, S. 92) Er wies darauf hin, dass der von Max Weber „eröffnete Weg einer handlungstheoretischen Begründung der Soziologie als strenger Wissenschaft, welche soziales Handeln deutend verstehen und dadurch in seinem Ablauf und seinen Wirkungen ursächlich klären will“, nur als Wegweiser gesehen werden kann und somit lediglich eine „offene Vermutung“ bleibt. (Grathoff 1995, S. 27)

Alfred Schütz versuchte seinen Wissenschaftsbegriff anhand folgender Frage zu bestimmen und zu begrenzen:

„Kann es eine Methodologie und Theorie sozialen Handelns überhaupt geben, die jene Fundierung der Sozialwissenschaften und ihrer Grundlagenkrise bereits verloren hat? Was wäre das für eine Wissenschaft? (Grathoff 1995, S. 27)

Vorrangig sieht Schütz' Soziologie als eine empirische Sozialwissenschaft neben anderen Erfahrungswissenschaften, wobei es diesen Wissenschaften um das Verständnis der Rationalisierung der Welt geht, „auf der sich sukzessive erweiternden Grundlage des jeweiligen historisch-wissenschaftlichen Selbstverständnisses dieser Welt.“ (Grathoff 1995, S. 27)

Allerdings ermöglichen erst die Einzelwissenschaft und deren jeweiligen Methodenverständnis einen Zugang zur rationalen Organisation des menschlichen Lebens. Diese Abgrenzung von anderen Wissenschaften wurde jedoch auch zum Problem, da die exakten und quantifizierenden Methoden Anspruch auf eine Ausdehnung in Nachbarsdisziplinen mit sich zogen. Dennoch verstärkte diese Entwicklung Schütz' Frage nach der rationalen Organisation des Alltagslebens. (Grathoff 1995, S. 28)

Die Analyse der Sinndeutungs- und Sinnsetzungsvorgänge der alltäglich Handelnden in ihrer rationalen Organisation des alltäglichen Lebens führte Schütz zurück zur Analyse der Zeitstruktur des sinnlich-sinnhaften Handlungserlebens der Welt. Daraus ergibt sich der Rahmen seines zweiten Wissenschaftsverständnisses:

„Die Struktur dieses Handlungserlebens wird als soziale Konstruktion der Wirklichkeit, als ein sinnhafter Aufbau der Welt verstanden, in dem die Vorgabe einer Kultur- und Sozialwelt ständig rekonstruiert wird.“ (Grathoff 1995, S. 29)

Unter diesem Verständnis von Wissenschaft wird Soziologie für Schütz zur wissenschaftlichen Analyse der Sinnsetzungsprozesse in der alltäglichen Lebenswelt. (Grathoff 1995, S. 29) In einem weiteren Wissenschaftsverständnis formuliert er seine Vorstellung von der Organisation alltäglicher Sinnbereiche, wobei er dabei alle Wissenschaften miteinbezieht – sowohl Natur- als auch Sozialwissenschaften, da für ihn jede Wissenschaft zur *„Welt der wissenschaftlichen Theorie“* werden kann und einen abgeschlossenen Sinnzusammenhang bilden und ähnliche und vergleichbare Organisationsprinzipien in wissenschaftlichen Sinnzusammenhängen vorliegen. (Grathoff 1991, S. 30f) Infolge dessen formuliert Schütz Soziologie als eine „Soziologie des Alltags“, da Soziologie als Wissenschaft den Alltag nach *„spezifischen Stilen konstruktiver Welterfassung“* erfasst. (Grathoff 1995, S. 31)

Alfred Schütz empfand es wichtig zur Beschreibung und wissenschaftlichen Untersuchung Zeitstrukturen und die soziale Konstruktion von Wirklichkeit, also den sinnhaften Aufbau der Welt, zu betrachten. Eine fortlaufende Rekonstruktion dessen, was Menschen als Kultur- und Sozialwelt erleben – ein nie abgeschlossener Prozess, ist ein Kennzeichen seiner Soziologie. Außerdem fächert Schütz die Wirklichkeit, die Analyse des Alltags, in viele verschiedene Sinnbereiche auf. In seinem Werk „Strukturen der Lebenswelt“ bezeichnet er diese Sinnbereiche als geschlossene Sinnstruktur, denn bereits in der natürlichen Einstellung (darauf wird in einem folgenden Unterkapitel näher eingegangen) des Alltages wird die Welt unterschiedlich betrachtet und erfasst. Schütz' Soziologie analysiert nun die unterschiedlichen Weltsichten und ihre spezifischen Typisierungen. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 55)

Zentrale Aussagen der phänomenologisch ausgerichteten Soziologie nach Alfred Schütz findet man insbesondere im Handeln und in der Sinngebung die innerhalb der eigenen Lebenswelt stattfinden. Wie bereits erwähnt, stand im Mittelpunkt Schütz' Forschungen der Begriff der Lebenswelt, da dieser den Rahmen sozialer Beziehungen und Handlungen bildet, wodurch für Schütz eine systematische Untersuchung des Lebensalltages unumgänglich war. (vgl. Zahavi 2007, S. 93) Er wählte den Begriff der Lebenswelt auch deshalb, um den Gegenstand der Sozialwissenschaften besser fassen zu können. Zu klären gilt es, wie es zur subjektiven Orientierung in der Welt kommt und wie Erfahrungen und subjektive Wissensvorräte entstehen und wie diese mit objektiven Wissensvorräten gekoppelt sind.

Das Ziel der phänomenologischen Soziologie ist es zu klären, wie sich eine Welt im Bewusstsein jedes Individuums konstituiert und wie der Mensch eine Welt schafft. (vgl. Abels 2007⁴, S.64) Zusammenfassend kann gesagt werden, dass die phänomenologische Soziologie die soziale Wirklichkeit untersucht, so wie sie von den Individuen erlebt, erfahren und gestaltet wird. (vgl. Zahavi 2007, S. 94)

2.1.3. Konzepte nach Alfred Schütz und Thomas Luckmann

„Strukturen der Lebenswelt“ befasst sich mit den Objektivierungen (Vergegenständlichung) dessen, was im menschlichen Bewusstsein geschieht, und mit den Resultaten jener Objektivierungen. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 17)

2.1.3.1. Natürliche Einstellung

Das Anliegen Alfred Schütz' war es, Kategorien für die Strukturen der Alltagswelt zu finden, da diese Teil der Lebenswelt sind und in der natürlichen Einstellung von Erwachsenen erlebt und gestaltet werden können. Er beschreibt die Alltagswelt sehr systematisch und detailliert. Mittels einer natürlichen Einstellung bewältigt das Individuum das Leben in der Alltagswelt. Natürliche Einstellung bedeutet, die alltägliche Lebenswelt als „schlicht gegeben“, fraglos und selbstverständlich hin zu nehmen. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 29) Des Weiteren wird auch die körperliche Existenz von anderen Menschen fraglos hingenommen, ebenso, dass diese Körper mit einem Bewusstsein ausgestattet sind, das dem eigenen prinzipiell ähnlich ist. Ferner, dass Außerweltdinge in der eigenen Umwelt und der Mitmenschen die gleichen sind und grundsätzlich die gleiche Bedeutung haben. Weiters wird davon ausgegangen, dass man mit seinen Mitmenschen in Wechselbeziehung und Wechselwirkung treten und man sich mit ihnen verständigen kann. Eine historisch gegliederte Sozial- und Kulturwelt für das Subjekt und seine Mitmenschen sind vorgegeben und letztlich wird vorausgesetzt, dass die Situation, in der man sich befindet, nur zu einem geringen Teil eine selbst geschaffene ist. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 29f)

Nach Schütz und Luckmann wird unter der alltäglichen Lebenswelt jener Wirklichkeitsbereich verstanden,

„an der der Mensch in unausweichlicher, regelmäßiger Wiederkehr teilnimmt. Die alltägliche Lebenswelt ist die Wirklichkeitsregion, in die der Mensch eingreifen und die er verändern kann, in dem er in ihr durch die Vermittlung seines Leibes wirkt. Zugleich beschränken die in diesem Bereich vorfindlichen Gegenständlichkeiten und Ereignisse, einschließlich des Handelns und der Handlungsergebnisse anderer Menschen, seine freien Handlungsmöglichkeiten. Sie setzen ihm zu überwindende Widerstände wie auch unüberwindliche Schranken entgegen. Ferner kann sich der Mensch nur innerhalb dieses Bereichs mit seinen Mitmenschen verständigen, und nur in ihm kann er mit ihnen zusammenwirken. Nur in der alltäglichen Lebenswelt kann sich eine gemeinsame kommunikative Umwelt konstituieren.“ (Schütz, Luckmann 2003, S. 29)

In der beschriebenen Wirklichkeitsregion verdichten sich gemachte Erfahrungen zu Lebenserfahrungen – darunter eben auch jene, die in Interaktion mit anderen Menschen entstehen.

Die Lebenswelt und die Ordnung der darin vorkommenden Gegenstände sind durch Sprache festgelegt und bereits vor der Geburt vorhanden. Des Weiteren ist sie als intersubjektiv anzusehen, da in der individuellen Lebenswelt auch andere Menschen existieren, welchen man zuschreibt, ebenfalls mit einem ähnlichen Bewusstseinsempfinden ausgestattet zu sein. Hierzu werden in gegenseitiger Wechselwirkung und Wechselbeziehung durch Erlebnisse Kenntnisse aufgenommen wie z.B. durch die Motive des Handelns. Doch auch die gegenseitige Wirkung aufeinander wird erkannt. In der Auseinandersetzung mit anderen Menschen zeigt sich, dass man in der Lage sein muss, sich deutend und interpretierend verhalten zu können, um Informationen in seiner Lebenswelt auch verorten und verarbeiten zu können.

Die genannte Intersubjektivität trennt die Lebenswelt von anderen Wirklichkeiten, deren man sich bewusst ist. Die Lebenswelt ist für alle gleich wirklich. Dem Menschen erscheint die Lebenswirklichkeit des Alltags *„als schlicht gegebene Selbstverständlichkeit“* (vgl. Schütz, Luckmann, S. 30f)

2.1.3.2. Räumliche, zeitliche und soziale Strukturen der Lebenswelt

Wie bereits erläutert, muss der Mensch innerhalb seiner intersubjektiven Lebenswelt Aufgaben durchführen, sich aber auch mit Problemen auseinandersetzen. Durch dieses Wirken greift man in die alltägliche Wirklichkeit ein und verändert sie – dabei ist man entweder erfolgreich oder man scheitert. Eine intersubjektive Lebenswelt setzt voraus, dass die Wirklichkeit mit anderen Menschen geteilt wird, welche sowohl Ziele als auch Mittel zur Verwirklichung dieser gemeinsam haben. Außerdem ist dadurch eine wechselseitige Verständigung möglich. (vgl. Schütz, Luckmann, S. 69)

Die alltägliche Lebenswelt ist nach Alfred Schütz räumlich, zeitlich und sozial aufgeschichtet. Seine Ausführungen über diese räumlichen, zeitlichen und sozialen Dimensionen der Lebenswelt bieten für diese Abhandlung einen Bezugsrahmen. Es sollen im Folgenden diese alltäglichen Erfahrungen beschrieben werden.

Räumliche Aufschichtung der alltäglichen Lebenswelt

Der lebensweltliche Raum gliedert sich um das Individuum als Mittelpunkt in Zonen aktueller Reichweite, womit die Umwelt gemeint ist, in die man durch seine Handlungen spontan eingreifen kann, auf die man reagieren kann bzw. muss, auf die momentane Aufmerksamkeit gerichtet ist.

Daneben existiert für Schütz außerdem eine potentielle Reichweite, welche die Welt darstellt, von der man weiß, dass man dort handeln und wirken kann, wenn man sich dort hin begibt. Zu guter letzt gibt es für ihn noch eine unerlangbare Reichweite. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 71f)

Der Mensch in seiner natürlichen Einstellung bevorzugt vor allem jene Zone in seiner alltäglichen Lebenswelt, die sich in aktueller Reichweite befindet und in der er als Mittelpunkt, sowohl räumlich als auch zeitlich, platziert ist. Dieser Punkt dient insbesondere der Orientierung. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 71) Jener Sektor in der subjektiven Welt ist nach Sinnesmodalitäten gegliedert – in eine Seh-, Hör- und Reichweite, wobei sich letztere mit der natürlichen Einstellung bzw. selbstverständlichen Identität überdeckt. (Schütz, Luckmann 2003, S. 71)

Die Welt in potentieller Reichweite, welche sich durch das Bewusstsein eines Individuums auszeichnet, in einem bestimmten Sektor der Lebenswelt handeln und wirken zu können, gliedert sich in eine wiederherstellbare und in eine erlangbare Reichweite. Die wiederherstellbare Reichweite trägt den „Zeitcharakter der „erinnerten“ Vergangenheit“ in sich und ist geprägt von lebensweltlichen Idealisierungen, wie z. B. „Und-So-Weiter“ bzw. „Ich-Kann-Immer-Wieder“. (Schütz, Luckmann 2003, S. 73) Das Individuum ist sich dessen bewusst, dass es nur weniger Schritte bedarf, wieder in seine aktuelle Reichweite zu gelangen – was auf den Erfahrungen im Wissensvorrat aufbaut. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 73)

Die erlangbare Reichweite ist gekennzeichnet durch den „Zeitcharakter der Zukunft“, welcher als eine „Welt, die nie in meiner Reichweite war, die aber in sie gebracht werden kann“, bezeichnet wird. (Schütz, Luckmann 2003, S. 73) Die Tatsache über das Wissen unbekannte Bereiche der Welt in erlangbare Reichweite zu bringen, beruht ebenso auf den Idealisierungen des „Und-So-Weiter“ bzw. „Ich-Kann-Immer-Wieder“. All dieses Wissen fußt entweder auf Vorwissen bzw. Erinnerungen an frühere Begebenheiten oder auch auf dem, was man durch andere erfährt.

Zeitliche Aufschichtung der alltäglichen Lebenswelt

Bereits bei der Darstellung der räumlichen Aufschichtung der Lebenswelt spielte der Zeitaspekt eine wichtige Rolle. Durch das Handeln des Menschen vollzieht sich nach Alfred Schütz in Abhängigkeit der subjektiven Zeit des Bewusstseinsstroms aus einem gegenwärtigen Bewusstseinsakt ein vergangener, wodurch man gleichzeitig eine Vorausschau auf die Zukunft erhält. Folglich verwandelt sich das gegenwärtige Jetzt in ein „gerade Vorhin“ und wird ein „vergangenes Jetzt“. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 90) Dieses Jetzt enthält eine Vorausschau auf die unmittelbare, nähere und fernere Zukunft. Auch hier sind wieder die beiden Idealisierungen der Lebenswelt „Und-so-weiter“ und „Ich-kann-immer-wieder“ zu nennen. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 93)

Die zeitliche Aufschichtung der Lebenswelt unterscheidet zwischen Weltzeit und subjektiver Zeit. Die Weltzeit betrifft unveränderliche, objektive Dinge, indem sich alles Leben und Handeln abspielt. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 81f) Dagegen ist die subjektive Zeit in einen Tages- und Lebensplan eingebettet, wobei wiederum Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft unterschieden werden. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 90) Ferner beschreibt die subjektive Zeit das subjektive Empfinden, die Zuwendung zu einem Thema. Das, was momentan erlebt wird, bestimmt die Zeit und später die Erinnerungen. Über die Uhr und den Kalender sind die subjektiven Zeitdimensionen mit der sozialen Zeit verknüpft und werden damit mit den subjektiven Zeitdimensionen der Mitmenschen vergleichbar. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 89f)

Soziale Aufschichtung der alltäglichen Lebenswelt

Die soziale Aufschichtung der alltäglichen Lebenswelt wird durch die als selbstverständlich angenommene Existenz anderer Menschen begründet, die mit einem Bewusstsein ausgestattet sind, die Welt in ihren wesentlichen Aspekten zu sehen und die handelnd in diese eingreifen, um ähnliche Ziele zu verfolgen.

Schütz geht von einer Intersubjektivität der Welt aus. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 98) Das Grundproblem der sozialen Aufschichtung der alltäglichen Lebenswelt stellt die Verständigung mit Anderen dar, weil den Individuen unterschiedliche räumliche Standorte, unterschiedliche Zeitlichkeiten und unterschiedliche Biographien zuzuschreiben sind. Wird man von Anderen wahrgenommen, so entsteht eine sogenannte "Du-Einstellung" (Schütz, Luckmann 2003, S. 102). Wenden sich jedoch Andere einem Individuum bewusst zu, so ergibt sich eine "Wir-Beziehung". (Schütz, Luckmann 2003, S. 102) Diese kann von unterschiedlicher Dauer und Intensität sein. Besteht zu Anderen keine unmittelbare Wir-Beziehung, so sind diese lediglich als „Zeitgenossen“ zu bezeichnen und nicht mehr als Mitmenschen. Die Beziehungen zu Zeitgenossen sind abstrakter. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 115)

Er unterscheidet zwischen unmittelbaren Erfahrungen von Anderen (Mitmenschen) und mittelbaren Erfahrungen der sozialen Welt, wobei sich die soziale Welt in die Umwelt (Menschen, die man persönlich kennt), Mitwelt (Zeitgenossen, von deren Existenz man weiß), Vorwelt (Menschen aus der Vergangenheit) und Nachwelt (Menschen in der Zukunft, bspw. künftige Generationen) gliedert. (Schütz, Luckmann 2003, S. 133)

Unmittelbare Erfahrungen mit anderen Menschen ergeben sich nur dann, wenn sich diese in einer gemeinsamen Zone des lebensweltlichen Raums und in derselben Weltzeit befinden. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 101)

„Nur dann erscheint mir der Andere in seiner Leiblichkeit: Sein Körper ist für mich ein wahrnehmbares und auslegbares Ausdrucksfeld, das mir sein bewusstes Leben erschließt.“ (Schütz, Luckmann 2003, S. 101)

Nur durch so eine Begegnung – Schütz nennt sie auch „face-to-face situation“ (Schütz, Luckmann 2003, S. 101) – können die Bewusstseinsströme zweier Individuen gleichzeitig verlaufen. Es ist die einzige soziale Situation, die durch eine zeitliche und räumliche Unmittelbarkeit gekennzeichnet ist. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 101) Voraussetzung für eine solche Situation ist die bewusste Zuwendung der Aufmerksamkeit zu einem Mitmenschen.

Die soziale Welt gliedert sich, wie bereits erwähnt, in die Umwelt, Mitwelt, Vorwelt und Nachwelt. Die Übergänge sind dabei fließend. Die Umwelt übt dabei den meisten Einfluss auf das Erleben eines Individuums aus. Außerdem bildet sich darin die Intersubjektivität der Lebenswelt aus. Die Mitmenschen werden dabei als Selbst gesehen und erlebt. Die Umwelt erfasst über den objektiven Sinn der Worte den subjektiven Sinnzusammenhang. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 116) In der Mitwelt treten andere Individuen nur als „Nebenmenschen“ auf, welche nie als Selbst erlebt werden. Die Beziehung zu den Nebenmenschen ist anonym. Die Vorwelt ist eine endgültig abgeschlossene Welt und beinhaltet vor allem Vorfahren. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 133) Die Erfahrungen der Vorwelt sind indirekt, welche einerseits durch Mitteilungen der Mitmenschen vermittelt werden können, die auf ihren eigenen unmittelbaren Erfahrungen beruhen oder auch selber abgeleitet werden können. (Schütz, Luckmann 2003, S. 135) Die Nachwelt umfasst Nachfahren eines Individuums und ist als unbestimmt und offen anzusehen. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 139)

2.1.3.3. Struktur des Wissens nach Alfred Schütz

„Wissen“, ursprünglich aus dem Mittelhochdeutschen, ist nach Alfred Schütz in gesellschaftliches Wissen und subjektives Wissen zu unterteilen, wobei die vorliegende Arbeit insbesondere Bezug auf den persönlichen Wissensvorrat Bezug nimmt, worunter die *„Gesamtheit der aufgrund subjektiver Relevanzstrukturen sedimentierten subjektiven Erfahrungen, die zum Teil unmittelbar gemacht, zum Teil auch vermittelt wurden“* zu verstehen ist. (Reichertz 2009, S. 51) Das Verhalten in der alltäglichen Lebenswelt wird durch unser Wissen ständig kontrolliert und gesteuert. Das individuelle Wissen variiert in Abhängigkeit von Beruf, sozialer Schicht, dem Kulturkreis usw.

Der persönliche Wissensvorrat jedes Individuums setzt sich aus einzelnen Wissenselementen zusammen: Den Grundelementen des Wissens, dem Gewohnheitswissen und dem Wissensvorrat im engeren Sinne bestehend aus spezifischen Teilinhalten. Diese Elemente des Wissens werden durch Wissenserwerb aufgebaut, welcher in Handlungen, sozialen Beziehungen, Erfahrungen usw. stattfindet und ein nie endender Prozess ist. Die Auslegung der Welt beruht demnach auf einem Vorrat früherer Erfahrungen und alles, was in unser Bewusstsein gelangt, verändert oder ergänzt den persönlichen Wissensvorrat. Er dient insbesondere der Einschätzung und Bewältigung von Situationen. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 149)

Ergeben sich Probleme, beispielsweise wenn Dinge, Sachverhalte, Handlungen oder anderes nicht den Erwartungen entsprechen oder im bisherigen Wissensvorrat noch nicht vorgekommen sind, so hat dies eine Auseinandersetzung mit jenen Problemen, unter anderem auch eine Modifizierung des bisherigen Wissens über die Welt, zur Folge. Wird Problematisches ohne weiteres in den Wissensvorrat eingefügt, werden sie mit der Zeit unter dem unproblematischen Teil des Wissens gespeichert, da es als schlicht gegeben und selbstverständlich hingenommen wird. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 37) Das heißt, wir sind in der Lage stets dazuzulernen.

Die Begrenztheit von Situationen sowie die räumliche, zeitliche und soziale Gliederung der subjektiven Erfahrung der Lebenswelt sind die Basis des Wissensvorrates und zählen zu den Grundelementen des Wissens. Jede Situation ist ebenso durch den Zustand des Körpers begrenzt. Er fungiert als ein „Koordinatenzentrum in der Welt“, da er die „*Bedingung für alle meine Erfahrungen der räumlichen Gliederung der Lebenswelt*“ ist. (Schütz, Luckmann 2003, S. 152) Diese Grundelemente sind in allen Situationen verfügbar, bei jedem Individuum vorhanden, aber ungleich ausgeprägt und gesellschaftlich ungleich verteilt, da sie sozial nicht bedingt sind. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 151)

Zur Routine gewordene Elemente des Wissensvorrates (Gewohnheitswissen) können ohne Reflexion abgerufen werden, da sie nicht mehr problematisiert werden müssen, so beispielsweise körperliche Fertigkeiten wie Gehen oder Schwimmen. Aber auch Gebrauchswissen, welches auf den Fertigkeiten aufbaut, die einem bestimmten Zweck dienen (Radfahren, Schreiben etc.), gehört dazu. Ebenso Rezeptwissen, auf dem Gebrauchswissen aufbauend, welches ein selbstverständliches Reagieren in bestimmten Situationen ermöglicht: Spuren lesen für Jäger, Übersetzungsphrasen für Dolmetscher usw. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 157 f)

Das Gewohnheitswissen ist zwar ständig griffbereit, muss aber erst abgerufen werden. Es ist für jedermann verfügbar, aber ungleichmäßig verteilt, da jedes Individuum andere Erfahrungen in seinem Leben gemacht hat/macht. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 159). Dabei bildet das Gewohnheitswissen den Übergang zwischen den Grundelementen des Wissensvorrates und den spezifischen Teilinhalten – dem Wissensvorrat im engeren Sinne, welcher von Individuum zu Individuum verschieden verteilt und ausgeprägt sein kann. Durch institutionelle Zugangsschranken kommt es zu einer ungleichen gesellschaftlichen Verteilung. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 160)

Auch Nichtwissen, welche als Lücken im Wissensvorrat dargestellt werden, zählt zur Basis des Wissensvorrates, da man sich dieser Lückenhaftigkeit des Wissens bewusst ist. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 238) Je weniger dem Wissen ein Element problematisch erscheint, desto vertrauter ist es, vor allem wenn die wichtigsten Eigenschaften bekannt sind und dem bisherigen Wissensvorrat nicht widersprechen, quasi als „typisch“ erscheinen.

2.1.3.4. Relevanzstrukturen nach Alfred Schütz

Relevanzstrukturen nehmen bei Alfred Schütz ebenfalls eine zentrale Position ein, da laut ihm alle Handlungen eines Individuums in Relevanzstrukturen gründen. Schütz geht dabei von der Frage aus, wie die ansonsten als typisch selbstverständlich aufgefasste Alltäglichkeit zu einem Problem werden kann. (Grathoff 1995, S. 54) Die Analyse von Formen und Strukturen der Relevanz stellt für ihn einerseits die philosophische Grundlage für die Analyse des Handelns in der sozialen Lebenswelt dar, andererseits liefert sie eine neue Antwort auf die Grundlagenprobleme der Sozialwissenschaften. (Schütz 2004, S. 14)

„Relevanz“, erstmals 1915 im deutschen Duden vorzufinden, wird vor allem in einem bildungssprachlichen Zusammenhang gebraucht und bedeutet unter anderem „Bedeutsamkeit, Wichtigkeit in einem bestimmten Zusammenhang“. (vgl. Duden 2012, online) Um die Bedeutung von Relevanzstrukturen aber verständlich erklären zu können, bedarf es im Vorhinein einer näheren Betrachtung der Sinnzusammenhänge seiner Analyse der Lebenswelt, denn um einen Sinnbereich oder auch ein Lebenszentrum beschreiben zu können, muss es als relevant erscheinen – einen bestimmten Grad an Wichtigkeit erfahren haben.

Doch welche Fragen, welche Situationen, welche Probleme, Interessen und Einstellungen sind wirklich relevant? Wie kann die Relevanz eines Themas oder einer Erfahrung überprüft werden? Dabei stellt sich auch die Frage, ob diese im richtigen Licht gesehen wird.

„Damit befragen wir bewusst unsere eigenen Relevanzsysteme, die wir als selbstverständliche subjektive Gegebenheiten betrachten“ (Schütz, Luckmann 2003, S. 252)

Da das Erleben eines Individuums durch bloßes Hineinleben des Bewusstseinsstroms noch keinen Sinn ergibt, sondern erst, wenn es sich in reflexiver Einstellung damit auseinandersetzt, lassen sich daraus sowohl vergangene als auch künftige Erfahrungen ausblenden.

Das Bewusstsein jedes Individuums ist für die subjektive Sinnggebung verantwortlich, die als Grundlage für die subjektive Sicht auf die Welt fungiert. Demnach erhalten neue Erfahrungen ihren subjektiven Sinn dann, wenn sie in die Schemata bisheriger Erfahrungen bzw. in die Deutungsmuster des Individuums eingeordnet werden können. Die Zuordnung erfolgt aufgrund einzelner Erfahrungen oder größerer Lebenszusammenhänge.

Unter den Schemata der Erfahrungen werden der Spracherwerb sowie die gesellschaftliche und biographische Sozialisation verstanden. Die Gliederung der subjektiven Zeit in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft bilden gemeinsame Sinnschemata aller Individuen, Normen und Werte einer Gesellschaft, gruppenspezifische Sinnschemata und schließlich auch individuelle Sinnschemata. Daraus lässt sich ableiten, dass sich Handlungen der Anderen (Mitmenschen) erst dann für ein Subjekt als sinnvoll ergeben, wenn ihr Tun oder ihre Sprache in die Schemata der bisherigen Erfahrungen eingeordnet werden können.

„Alle Erfahrungen und alle Handlungen gründen in Relevanzstrukturen. Jede Entscheidung stellt außerdem den Handelnden mehr oder minder explizit vor eine Reihe von Relevanzen. Das Relevanzproblem ist vielleicht das wichtigste und zugleich schwierigste Problem, das es in der Beschreibung der Lebenswelt zu lösen gilt.“ (Schütz, Luckmann 2003, S. 253)

In Schütz' Sinne bestimmen Relevanzen, ob und wie etwas in das Bewusstsein gelassen wird. Sinnzusammenhänge, alle Erfahrungen und Handlungen, welche nun tatsächlich ins Bewusstsein treten, sind von den individuellen Relevanzsystemen abhängig. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 253)

Alfred Schütz unterscheidet in „Strukturen der Lebenswelt“ drei Arten sozialer Relevanz, nämlich der thematischen Relevanz, Motivationsrelevanz und Interpretationsrelevanz, welche eng miteinander verflochten sind. Die verschiedenen Formen der Relevanzen stellen dar, wie der Mensch sich in seiner Welt bewegt und reagiert, wenn bestimmte Situationen auftreten.

Alfred Schütz charakterisiert die drei Arten der sozialen Relevanz anhand folgender Fragen:

„Wie kommt es überhaupt zur Stellung eines Problems, nämlich dazu, dass uns das fraglich Gewordene auch des Fragens würdig erscheint? Was ist für die Lösung eines Problems relevant? Wann erscheint es uns als für unsere Zwecke „hinreichend“ gelöst, so dass wir weitere Untersuchungen abbrechen?“ (Grathoff 1995, S. 249)

Thematische Relevanz

Die thematische Relevanz impliziert, dass sich das Individuum aus guten Gründen mit einem im Bewusstsein entstandenen Problem emotional oder denkerisch beschäftigt – ungezwungen oder freiwillig. *„Dabei hat man das intentionale Objekt in einem doppelten Sinn“ (Grathoff 1995, S. 247):* Einerseits wendet man sich des Objektes willen ihm zu, andererseits des Themas wegen. Dabei ist es nicht zwingend, dass sich Objekt und Thema, auf das sich das Bewusstsein bezieht, überschneiden. Das intentionale Objekt ist dabei stets das aktuell anstehende Problem. (vgl. Grathoff 1995, S. 247) Dieses Verständnis des thematischen Interesses ist Ausgangspunkt der Relevanzstrukturen bei Alfred Schütz. (vgl. Grathoff 1995, S. 248)

Er unterscheidet zwischen auferlegter thematischer Relevanz und motivierter thematischer Relevanz, welche durch keine starre Grenze zu unterteilen sind. Der auferlegten thematischen Relevanz gehen Unvertrautes oder neue Themen voraus, wenn sich unvertraute bzw. unbekannte Phänomene unserem Bewusstsein aufdrängen, wodurch es zu einer Veränderung der Bewusstseinsspannung kommt, da es zu einer Unterbrechung der gewohnten Alltagssituation kommt. Außerdem können jene Phänomene auch durch sozial erzwungene Aufmerksamkeit in unser Bewusstsein gelangen. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 258)

Die wichtigste Form der auferlegten thematischen Relevanz ist, wenn sich etwas Unvertrautes im Rahmen des Vertrauten die Aufmerksamkeit auf sich zieht, da sie den anderen Formen zugrunde liegt. Dabei kann Vertrautheit als eine Dimension des Wissensvorrates gesehen werden. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 259)

„Durch die radikale Veränderung der Bewusstseinsspannung und des Erlebnis- bzw. Erkenntnisstils wird ein Erfahrungsablauf mit seinem Thema abgebrochen und ein neues Thema konfrontiert.“ (Schütz, Luckmann 2003, S. 261)

Dieser aufgezwungene Themenwechsel erfolgt aufgrund eines Bruchs in den automatischen Erwartungen bzw. *„infolge einer Stockung in den lebensweltlichen Idealisierungen“* (Schütz, Luckmann 2003, S. 261). Dabei drängt sich das neue Thema in Form eines Unvertrauten auf.

Im alltäglichen Leben ist die sozial auferlegte Relevanz die bedeutendste. Das Handeln der Mitmenschen, welches sowohl die Handlungsabläufe als auch die Handlungsergebnisse beinhaltet, zwingt das Individuum, sich den Themen, die ihm auferlegt werden, zuzuwenden. Diese Form überschneidet sich mit den anderen der auferlegten thematischen Relevanz: Jene Handlungsabläufe und Handlungsergebnisse können beispielsweise unerwartet in unser Bewusstsein treten.

Dabei fügen sie sich nicht in routinierte Erwartungen ein – Unvertrautes zieht im Rahmen des Vertrauten die Aufmerksamkeit auf sich. Zusätzlich sind Mitmenschen fähig, in den Erfahrungsablauf einzugreifen und somit dem Individuum neue Themen aufzuzwingen, ohne, dass ihr Handeln unvertraut erscheint. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 262)

Die motivierte thematische Relevanz wendet sich bei bestehendem Interesse freiwillig einem Thema zu. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 263f) Geht einer Situation Unvertrautes voraus, wird diese bereits im Vorfeld thematisiert,

„worauf die verschiedenen Elemente dieser Situation der Reihe nach subthematisiert werden, bis sie als mehr oder minder typisch und vertraut eingeordnet und abgetan werden können.“ (Schütz, Luckmann 2003, S. 264)

Darauf folgt die Auslegung einer nicht routinemäßigen Situation: Ist man sich dessen im Voraus bewusst, erfolgt die Zuwendung zum Thema freiwillig. Aus phänomenologischer Sicht lässt sich die Wahrnehmung jedes Erlebens, sprich das Thema, in einen inneren und äußeren Horizont unterteilen (Grathoff 1995, S. 250). Einerseits kann das gegenwärtige intentionale Objekt über seinen äußeren Horizont mit früheren Erfahrungen in Beziehung gesetzt werden, wobei durch weiteres Aufarbeiten des Themas das Individuum dazu motiviert werden kann, auch Themen früherer Erfahrungen aufzugreifen. Des Weiteren kann eine Implikation des inneren Horizonts ebenso ausschlaggebend für die Motivation eines Themenwechsels sein. (Grathoff 1995, S. 250)

Interpretationsrelevanz

Anders als bei der thematischen Relevanz wird bei der Interpretationsrelevanz ein Thema nicht in seiner Einzigartigkeit und ohne jegliche Beziehung zu anderen Erfahrungen erfasst, sondern das Individuum wendet sich bewusst einem Thema zu, sodass dies mit „relevanten“ vorrätigen Wissensselementen in Deckung gebracht wird. (Schütz, Luckmann 2003, S. 272) Die Interpretationsrelevanz ist situationsbedingt. Außerdem formt sie eine zusammenhängende Struktur. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 283)

Das, was man zum Verstehen einer Situation, einer Handlung oder eines Sachverhaltes braucht, wird mittels der Interpretationsrelevanz erklärt. Auch hier unterscheidet Schütz wieder zwischen auferlegter Interpretationsrelevanz und motivierter Interpretationsrelevanz. Erweist sich ein Thema als problematisch, so bleibt es dennoch im Bewusstsein. Will man dieses Problem nun auslegen, so wandern jene Elemente, die sich bisher nur im thematischen Feld befanden, in Richtung Erfahrungskern und ziehen somit Aufmerksamkeit auf sich. Bei diesem Vorgang wird der problematische Gegenstand mit diversen bisherigen Schemata im individuellen Wissensvorrat verglichen. Es ist zu erkennen, dass die Unterschiede zwischen den beiden Interpretationsformen hauptsächlich in der Bedeutung der Themenauslegung liegen.

Ergibt sich in einer Lebenssituation etwas Unerwartetes, so entsteht ein Auslegungsproblem, welches gelöst werden muss. Dieser Zustand ist der auferlegten Interpretationsrelevanz zuzuordnen. Ein Problem muss dann ausgelegt werden, sobald sich ein Thema und Wissensselemente im Wissensvorrat nicht decken, sodass der routinemäßige Erfahrungsablauf stockt. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 272) Ist dies jedoch nicht der Fall und es kann eine routinemäßige Deckung des Themas und der Wissensselemente erfolgen, geschieht eine Interpretation automatisch – es müssen weder Thema noch relevante Wissensselemente gesondert aufgegriffen und miteinander verglichen werden. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 273)

Die motivierte Interpretationsrelevanz ist eng mit der thematischen Relevanz verbunden, aber nicht ident. Sie kommt zum Vorschein, wenn ein Thema zu einem akuten Problem wird. Ist dies der Fall, müssen sowohl Thema als auch relevante Wissenselemente im Wissensvorrat gesondert ins Bewusstsein gerufen und miteinander verglichen und abgestimmt werden. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 273) Des Weiteren kann dies erfolgen, wenn sich eine aktuelle Erfahrung nicht im Wissensvorrat einordnen lässt, sprich, wenn sich zwischen einem Thema und einem Wissenselement keine routinemäßige Deckung herstellen lässt. Ein Problem kann jedoch auch dann entstehen, wenn sich eine Erfahrung zwar im Wissensvorrat einordnen lässt, aber „die Bestimmtheit des Typus“ zur Bewältigung der Situation nicht ausreicht. (Schütz, Luckmann 2003, S. 277) Ferner kann ein Problem akut werden, wenn zwei bisher fraglos hingenommene Wissenselemente im Wissensvorrat sich als unverträglich bzw. widersprüchlich erweisen. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 274)

Motivationsrelevanz

Die Motivationsrelevanz kommt besonders dann zum Tragen, wenn die Bedürfnisse und Interessen eines Individuums im Vordergrund stehen. Dabei befindet sich die Leitfrage „*Was ist für die Lösung eines Problems relevant?*“ (Grathoff 1995, S. 249) im Mittelpunkt – eine subjektive Wendung ist zu erkennen. Es wird zwischen „Weil“ und „Um-zu“-Motiven unterschieden, welche sich aus der Zeitstruktur des Bewusstseinsstromes ableiten. Diese zeitliche Dimension ist für jede phänomenologische Betrachtung essentiell. (Grathoff 1995, S. 251) Daraus lässt sich schließen, dass Schütz den relevanten Kontext für Motivationen als maßgebend für die Konstitution eines Themas erachtet und er folglich elementar für die thematische Relevanz im Allgemeinen ist. (Grathoff 1995, S. 252)

„Weil“-Motive, auf die Vergangenheit bezogen, äußern sich vor allem dann, wenn eine Handlung bereits im Gange ist. Sie stellen die Gründe und Ursachen einer Handlung dar. Im Vordergrund steht die Planung des Vorhabens, wie es zu einem Handlungsentwurf kommt. Dieser Vorgang ermöglicht das subjektive Verstehen von Handeln. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 295) Dabei wird das Handeln durch frühere Erfahrungen bestimmt. Alle bisherigen Erfahrungen eines Individuums und der daraus resultierende Wissensvorrat bestimmen, welche Handlungen für das Individuum relevant sind. Weil-Motive sind während des Handelns selbst jedoch nicht abrufbar, da sich das Individuum in dieser Situation allein an seinem zukünftig zu realisierenden Handlungsziel (Um-zu-Motiv) orientiert. Erst nach Vollendung seines Handelns – in bewusster Zuwendung – ist es dem Individuum möglich, nach den Weil-Motiven zu fragen – welche Umstände ihn dazu bewogen haben, so und nicht anders zu handeln (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 301f). Daraus lässt sich schlussfolgern, dass das Weil-Motiv einerseits den Entwurf zu einer Handlung als auch das Um-zu-Motiv als subjektiven Sinn des Handelns motiviert.

Bei „Um-zu“-Motiven, welche sich auf die Zukunft beziehen, muss eine handlungsrelevante Entscheidung getroffen werden. Ziel ist es, einen Sachverhalt zu verwirklichen. Dabei wird in einer bestimmten Art und Weise gehandelt. Es wird ein Vorhaben zu einer Handlung geplant, worauf das eigentliche Handeln folgt. Dabei wird beschrieben, wie es zu diesem Handeln kommt. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 292) Das Um-zu-Motiv wird durch die vom Individuum vorweggenommene Handlung bestimmt. Folglich ist dieses Motiv der subjektive Sinn des jeweiligen Handelns. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 287f)

Die nun erläuterten „Weil“ und „Um-zu“-Motive bilden den Zusammenhang zwischen den Relevanzen, in denen eine soziale Handlung entsteht und ausgeführt wird. Die Lösung des gegenwärtigen Problems anhand aller zur Verfügung stehenden relevanten Elemente – infolge des individuellen Handelns – wird angestrebt. (Grathoff 1995, S. 253) Genannte Motive leitet Alfred Schütz aus der Zeitstruktur des Bewusstseinsstroms ab – diese zeitliche Dimension ist für jede phänomenologische Betrachtung unerlässlich. (Grathoff 1995, S. 251)

2.1.3.5. Arbeit im Sinne Alfred Schütz

Eine Veränderung infolge einer bestimmten Handlung in der natürlichen und sozialen Umwelt hat laut Alfred Schütz ihren Ursprung bereits im Entwurf des Handelns, unabhängig davon, ob der Handlungsplan letztlich durchgeführt wird oder nicht. (Schütz, Luckmann 2003, S. 462 f)

„Daran wird ersichtlich, dass auch diese Art des Wirkens nicht eindeutig an Verhaltenskriterien festzumachen, sondern vielmehr von ihrem Sinn für den Handelnden her zu verstehen ist. Wir wollen sie „Arbeit“ nennen.“ (Schütz, Luckmann 2003, S. 462)

An dieser Aussage ist zu erkennen, dass sich Schütz' Auffassung des Terminus „Arbeit“ deutlich vom vorherrschenden Begriff der heutigen modernen industriellen Gesellschaft unterscheidet. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 462)

Zwar werden darunter auch produktive Tätigkeiten im ökonomischen Sinn verstanden, jedoch auch all jene Formen des sozialen Handelns, die durch eine bestimmte Veränderung der Sozialwelt bereits im Entwurf anvisiert werden. (Schütz, Luckmann 2003, S. 463) Alfred Schütz zufolge bildet Arbeit „die Grundkategorie der sozialen Zurechnung von Verantwortung“. (Schütz, Luckmann 2003, S. 464)

2.1.4. Zusammenfassung

Setzt man sich mit phänomenologischer Soziologie und sozialphänomenologischer Forschung auseinander, kommt man nicht umhin sich neben Husserl, Weber, Schütz unter anderem auch mit Richard Grathoff auseinanderzusetzen. Der deutsche Phänomenologe und Soziologe knüpfte an die Schütz'schen Ansätze zu einer Theorie sozialen Handelns an. Sein Werk „Milieu und Lebenswelt“ (1995) entfaltet dabei die explikative Kraft des Begriffs der Lebenswelt als eines Grundbegriffs der Soziologie. Gleichzeitig klärt er es über die methodologischen Grenzen von Theoriebildung auf.

Nach Alfred Schütz ist soziales Handeln zu verstehen Ziel einer phänomenologischen Soziologie, weswegen zunächst die Ergründung der alltäglichen Welt eines Individuums im Mittelpunkt steht. Die alltägliche Lebenswelt umfasst dabei alles, was als selbstverständlich und unproblematisch erscheint und als fraglos hingenommen wird, so beispielsweise Gegenstände mit Eigenschaften und andere Menschen, die als gleichartig erfahren werden. Die intersubjektive Lebenswelt geht davon aus, dass sie von allen in gleicher Weise wahrgenommen und ausgelegt wird.

Die natürliche Einstellung des Menschen zur Lebenswelt ist geprägt durch ein pragmatisches Motiv, welches voraussetzt, dass die Welt aus der Perspektive des Handelnden betrachtet wird. Dazu muss die Welt ausgelegt, sprich interpretiert werden, was jeweils vor dem Hintergrund individueller Erfahrungen eines Subjektes geschieht, die entweder zuvor gemacht oder die von anderen Menschen vermittelt wurden. All diese Erfahrungen bilden den Wissensvorrat.

Der Wissensvorrat wird aus Erfahrungen des alltäglichen Handelns und mit Blick auf die Probleme des Handelns gebildet. Er entwickelt sich in der lebensweltlichen Praxis, wenn Konflikte zwischen dem, was man weiß und bisher erlebt hat und dem, was man aktuell erfährt, entstehen, wenn neue Handlungsziele eine Erweiterung des Wissensvorrates erforderlich machen oder wenn Inkohärenzen in einem Handlungszusammenhang deutlich werden.

Der subjektive Wissensvorrat ist sozial bedingt. Er steht immer auch in einem gesellschaftlichen Zusammenhang und wird bestimmt von sozialen Gegebenheiten und Strukturen, da er in ihnen angehäuft wird. Von Beginn an wird Wissen in spezifischen Wir-Beziehungen erworben und zwar in einer spezifischen Sprache, geprägt von einer spezifischen natürlichen Weltanschauung. Ebenso sind die Relevanzstrukturen von gegebenen sozialen Situationen abhängig und entwickeln sich durch „Sozialisierung“. Die Entwicklung des Wissensvorrates ist an die biographische Situation gebunden. Ferner wird sie dadurch bestimmt, welche Aspekte der Welt als wichtig wahrgenommen werden (thematische Relevanzen), welche Auslegungsmodelle man zur Erfassung der Welt benutzt (Interpretationsrelevanzen) und an welche Zwecke und Zweck-Mittel-Relationen das Handeln gebunden ist (Motivationsrelevanzen). Alle diese Relevanzstrukturen sind gesellschaftlich bedingt und bestimmen somit mittelbar den sozialen Charakter des subjektiven Wissensvorrats.

Über die genannten verflochtenen Relevanzstrukturen lässt sich des Weiteren Folgendes zusammenfassen: Die thematischen Relevanzstrukturen stehen in Zusammenhang mit den Strukturen interpretativer und motivationsmäßiger Relevanz und bestimmen die ursprüngliche Konstitution einer Erfahrung.

Die Motivationsrelevanzen, die in Verbindung mit den Strukturen der thematischen und interpretativen Relevanz einhergehen, können Erfahrungen problematisch machen. Interpretationsrelevanzen, welche mit Strukturen thematischer und motivationsmäßiger Relevanz zusammenhängen, bestimmen wie Vorgänge (wenn ein Thema problematisch wird) ausgelegt werden. Des Weiteren lässt sich sagen, dass die Motivationsrelevanzen den Abschluss oder Abbruch der vorhin genannten Auslegungsvorgänge bewirken können.

Die drei verflochtenen Relevanzaspekte lenken im Verlauf der Auslegung die Sedimentierung des Ergebnisses des Auslegungsvorganges in die Struktur des Wissensvorrates. Zuletzt seien die Relevanzstrukturen genannt, die die Anwendung des im Vorfeld sedimentierten Wissenselementes in der Bewältigung neuer aktueller Situationen bewirken. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 311)

An dieser Stelle soll jedoch auch erwähnt werden, dass Alfred Schütz ein zu subjektiver Akzent in seinen Theorien zugeschrieben wird, da er die Konstitution von Thema und Relevanz in Henri Bergsons Vorstellung der „*attention à la vie*“ (Bergson 1991) („Aufmerksamkeit auf das Leben“) gründet und demzufolge seiner Ansicht nach auch das thematische Interesse an einem intentionalen Objekt davon gelenkt wird. (vgl. Grathoff 1995, S. 248f)

In der alltäglichen Interaktion mit Objekten und Mitmenschen entstehen und verändern sich Systeme von sozialem Wissen, strukturiert durch die selektiven Mechanismen der Relevanzen. Schütz weist darauf hin, dass aufgrund der unterschiedlichen Wissensvorräte und Relevanzsysteme kein vollständiges Verstehen möglich ist, sondern immer nur Annäherungen.

Im folgenden Kapitel soll die alltägliche Lebenswelt bzw. Arbeitswelt von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung hinsichtlich der Komponenten des Wissensvorrates und der Relevanzstrukturen von Alfred Schütz und Thomas Luckmann (2003) bearbeitet werden. Dies erfolgt mittels bereits erhobener Daten, nämlich der im Vorfeld im Rahmen des finanzierten FWF-Projektes geführten Interviews zum Thema Arbeitsleben von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung. Es werden verschiedene Situationen und Aspekte in den Blick genommen, um diese anschließend mit den ursprünglichen Ideen aus „Strukturen der Lebenswelt“ zu analysieren. Es soll geklärt werden, welche Kategorien sich auf die alltägliche Lebenswelt und die darin subjektiv gemachten Erfahrungen von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung anwenden lassen. Diese Herangehensweise ist ganz im Sinne Schütz' Vorstellung, Soziologie als Analyse der Strukturen des Alltagslebens zu begreifen.

2.2. Konzeptionelle Grundlagen

An dieser Stelle werden die verschiedenen, der Diplomarbeit zugrunde liegenden Begrifflichkeiten und Konzepte erläutert und auf deren Bedeutung, die im Kontext dieser Abhandlung zentral ist und regelmäßig wieder verwendet wird, näher eingegangen. Da diese Definitionen in der einschlägigen Literatur variieren, werden sie im Folgenden so erklärt, wie sie in der gesamten Diplomarbeit aufgefasst werden.

2.2.1. Partizipation

Ein zentraler Bestandteil des zu Beginn beschriebenen Forschungsprojektes, sind die Partizipationserfahrungen von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung in ihrer beruflichen Biographie, weswegen es unumgänglich ist, näher auf die Bedeutung des Begriffs der Partizipation einzugehen.

Vorweg muss gesagt werden, dass der Begriff der Partizipation und jener der Teilhabe oft synonym verwendet werden (vgl. *Wacker, Bosse, Dittrich u.a. 2005*), was auch dem lateinischen Ursprung des Verbs „partizipieren“ („particeps“), also an etwas teilnehmen, entspricht, welche der Duden mit „Teilhabe“ bezeichnet (*Duden 2012, online*). Daher werden auch in der Diplomarbeit die Begriffe Teilhabe und Partizipation synonym verwendet.

Partizipation bedeutet unter anderem das Teilhaben von Menschen mit Beeinträchtigung an der Gesellschaft in allen gesellschaftlichen Lebensbereichen sowie das Innehaben einer „aktiven Rolle als Bürger mit Rechten“ (*Theunissen 2009², S. 47*). Das Recht selbstbestimmt Entscheidungen zu treffen und mitzubestimmen sind ebenfalls zentrale Aspekte von Partizipation.

Den Ursprung des Begriffes der Partizipation ist im politischen Kontext im Rahmen von Demokratien zu finden und bedeutet unter anderem die Einbindung von Personen und Organisationen in politische Prozesse (vgl. Niehoff 2007, S. 249), ebenso ist der Begriff der Partizipation in der Soziologie vorzufinden (vgl. Beck 2009, S. 212). Durch die Entwicklung der Kategorie „Partizipation“ in der ICF im Hinblick auf ein Verständnis von Behinderung, hat der Begriff der Teilhabe auch in den heilpädagogischen Raum sowie in den Kontext der beruflichen Rehabilitation Einzug erhalten.

Im Zentrum des Gebrauchs der Begrifflichkeiten steht dabei stets die Positionierung eines Individuums innerhalb der Gesellschaft – wie die Gesellschaft für eine Partizipation des Individuums gestaltet sein muss und wie die Teilnahme und Mitwirkung an der Gesellschaft und an einzelnen gesellschaftlichen Prozessen gestaltet sein können, um Teilhabe zu verwirklichen. Teilhabe wird in diesem Zusammenhang also als ein Wechselspiel von Individuum und Gesellschaft betrachtet (vgl. Hollenweger 2006, S. 55f), ohne diesen gegenseitigen Zusammenhang nur aus einer Perspektive in den Blick zu nehmen.

Sowohl in Sozialpolitik, der Heilpädagogik und auch bei Betroffenenforderungen wird der Ruf nach Partizipation von Menschen mit Beeinträchtigung immer lauter. Laut Barbara Fornefeld, an der Humanwissenschaftlichen Fakultät in Köln (Pädagogik und Rehabilitation bei Menschen mit geistiger und schwerer Behinderung) tätig, ist dies ein durch Betroffene gefordertes und in der Folge sozialpolitisch umgesetztes Umdenken hinsichtlich des Verständnisses von Menschen mit Beeinträchtigung und ihrer Zugehörigkeit zur Gesellschaft (vgl. Fornefeld 2000, S. 47). Es fehle jedoch an einer theoretischen Grundlegung des Teilhabebegriffs, womit der Begriff der Partizipation Gefahr laufe, „*vage und unspezifisch interpretiert zu werden und damit an Wirkkraft zu verlieren*“, so die Pädagogin Gudrun Wansing (2006, S. 17).

Die gleichzeitige Verwendung des Begriffs (wie bereits angeführt) sowohl im sozialpolitischen und wissenschaftlich heilpädagogischen Bereich sowie im Kontext von Betroffenenforderungen, erhöhe die Gefahr eines undurchschaubaren Gebrauchs des Teilhabebegriffs, welche insbesondere aufgrund diverser indifferenter Vorstellungen, Ideen, Absichten und Ziele im Zusammenhang mit dem jeweiligen Teilhabebegriff entstehen.

Bis zum Kongress der Lebenshilfe in Duisburg 1994³ ist der spezifischen Bedeutung von Partizipationserfahrungen von Menschen mit einer intellektuellen Beeinträchtigung, insbesondere im Lebensbereich Arbeit, kaum Beachtung zuteil geworden. Eine weitere Ausführung erfolgte in der Dortmunder Erklärung vom 20. September 2003, die im Rahmen einer Tagung der Bundesvereinigung „Lebenshilfe für Menschen mit geistiger Behinderung e.V.“ zu dem Thema „Teilhabe – wir wollen mehr als nur dabei sein“ entwickelt wurde. Darin bestimmten alle Beteiligten dieser Erklärung Teilhabe als *„mitmachen, mitgestalten und mitbestimmen beim Zusammenleben aller Bürgerinnen und Bürger“* (Dortmunder Erklärung 2003, S. 9). Als Voraussetzung für Teilhabe wird die Mitbestimmung der betroffenen Personen angesehen (Dortmunder Erklärung 2003, S. 10). Des Weiteren wird die individuelle Vielfalt der Menschen betont und der daraus resultierende Gewinn für die Gesellschaft (Dortmunder Erklärung 2003, S. 9). Die Erklärung fordert, dass Teilhabe nicht nur theoretisch diskutiert wird, sondern aktiv Beratung und Unterstützung angeboten werden sollen, um Teilhabe an der Gesellschaft zu ermöglichen (Dortmunder Erklärung 2003, S. 9). Ebenso wird eine stärkere Vernetzung verschiedener Institutionen vorgeschlagen. Als Orte der Verwirklichung von Teilhabe werden Gesellschaft, Gemeinde, Wohnstätten, Werkstätten, Verbände, Vereine sowie Politik genannt (Dortmunder Erklärung 2003, S. 9).

³ Es wurden von zirka 800 TeilnehmerInnen (es nahmen sowohl Menschen mit als auch Menschen ohne Behinderung teil) Forderungen aufgestellt, welche auch außerhalb der Lebenshilfe großen Anklang fanden und wesentlich zu einer Verbesserung der Lebensverhältnisse von Menschen mit Behinderung beitrugen. Das erneuerte Verständnis des Menschenbildes, nämlich, dass Menschen mit einer Behinderung (egal welchen Grades) nur durch eine selbstbestimmte Bewältigung und Erfüllung, aber auch der Verwirklichung ihrer Bedürfnisse oder mit Unterstützung durch andere, sich in der Gesellschaft und in der Gemeinschaft wohlfühlen, geht von einer Gleichberechtigung und Gemeinsamkeit aller Menschen aus. (vgl. Bundesverein Lebenshilfe 2008, online)

Gleichzeitig werden alle BürgerInnen in der Erklärung aufgerufen, sich für die Teilhabe von Menschen mit Behinderung einzusetzen und somit zu helfen, das Ziel gesellschaftlicher Teilhabe zu verwirklichen (*Dortmunder Erklärung 2003, S. 10*).

Im Rahmen der Dortmunder Erklärung und damit im Kontext von Betroffenenforderungen wird Teilhabe insbesondere als ein individuelles und gesellschaftliches Mitbestimmen und Mitwirken verstanden. Ebenso stellt die Vernetzung von Einrichtungen für Menschen mit Behinderungen und anderen gesellschaftlichen Institutionen und Prozessen eine Grundlage für Teilhabe dar. Teilhabe kann nach dieser Erklärung nicht durch einzelne Maßnahmen umgesetzt werden, sondern alle BürgerInnen der Gesellschaft sind für die Ermöglichung und Umsetzung von gesellschaftlicher Teilhabe verantwortlich.

Durch die Einführung der Kategorie „Partizipation“ in der ICF durch die WHO finden vor allem im wissenschaftlich heilpädagogischen Rahmen verstärkt Diskussionen rund um die Teilhabe von Menschen mit Beeinträchtigung an der Gesellschaft statt, ebenso durch eine Orientierung am Teilhabebegriff in der Sozialpolitik. Durch diese gesetzliche Verankerung wurden den Vorstellungen von Partizipation auch gesellschaftliche und gesetzliche Rahmen gesetzt, was wiederum die Umsetzung und Realisierung erleichterte. (*vgl. Hollenweger 2006, S. 58*) An dieser Stelle ist anzuführen, dass sich sowohl politische als auch gesetzlich festgehaltene Definitionen von Partizipation immer auf Menschen mit Beeinträchtigung im Allgemeinen und nicht ausschließlich auf Menschen mit einer bestimmten Beeinträchtigung beziehen.

Im Jahr 2008 hat das Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz (BMASK) im Rahmen eines Berichtes Grundsätze und Ziele österreichischer Behindertenpolitik aufgestellt. Zu nennen sind Menschenrechte, Gleichberechtigung, Verhinderung und Beseitigung von Diskriminierungen und die Gewährleistung gleichberechtigter Teilhabe am Leben in der Gesellschaft (*BMASK 2009, S. 42*).

2010 hat die österreichische Bundesregierung das Wiener Chancengleichheitsgesetz (CGW), eine Modernisierung des Wiener Behindertengesetzes aus dem Jahr 1986, verabschiedet.

„Ziel dieses Gesetzes ist es, Menschen mit Behinderung beim chancengleichen, selbstbestimmten Zugang zu allen Lebensbereichen, insbesondere bei der chancengleichen Teilhabe am gesellschaftlichen, kulturellen, wirtschaftlichen und politischen Leben zu unterstützen.“ (CGW 2010, 1. Abschnitt, §1)

Es ist deutlich zu erkennen, dass Teilhabe am gesellschaftlichen Leben Ziel österreichischer Behindertenpolitik ist, wobei die Ermöglichung von gesellschaftlicher Teilhabe enorm von der Beseitigung oder Verhinderung von Diskriminierung abhängig ist. (vgl. BMASK 2009, S. 86)

Als Menschen mit Behinderung im Sinne des Wiener Chancengleichheitsgesetzes 2010 (CGW) § 3 gelten Personen,

„die auf Grund nicht altersbedingter körperlicher, intellektueller oder psychischer Beeinträchtigungen oder auf Grund von Sinnesbeeinträchtigungen in ihrer Entwicklung oder in wichtigen Lebensbereichen, insbesondere bei der Berufsausbildung, der Ausübung einer Erwerbstätigkeit oder der Teilhabe am Leben in der Gesellschaft dauernd wesentlich benachteiligt sind.“

In diesem Gesetz, wie in vielen anderen, ist die eingeschränkte Fähigkeit bzw. Möglichkeit für Menschen mit Beeinträchtigung, einer Berufsausbildung oder dem Ausüben einer Erwerbstätigkeit oder einer Beschäftigung nachzugehen und daraus folgend an der Gesellschaft teilzuhaben, angeführt. An dieser expliziten Formulierung wird deutlich, dass die Möglichkeit, an einer Arbeit und Beschäftigung teilzuhaben, wichtige Bestandteile im sozialen Leben von Menschen mit einer Beeinträchtigung sind.

Durch die Modifizierung der Begrifflichkeiten aber auch Gesetzlichkeiten sollen Menschen mit Beeinträchtigung die Chance auf ein selbstbestimmtes Leben sowie einen barrierefreien Zugang zu allen Lebensbereichen (Gesellschaft, Freizeit, Politik, Kultur usw.) genauso wie Menschen ohne Beeinträchtigung erhalten. Wie eine tatsächliche Umsetzung der gesellschaftlichen Teilhabe von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung in der Realität gestaltet sein kann, wird jedoch an keiner Stelle thematisiert. Folglich begnügt man sich derzeit noch mit der Adaptierung internationaler politischer Formulierungen. Aber auch hier fehlen konkrete Vorschläge, wie Diskriminierung bezogen auf Teilhabe verhindert werden kann. (vgl. *BMASK 2009, S. 87*)

Aufgrund der Vielfältigkeit an Definitionen von Partizipation bezieht sich die Diplomarbeit nicht auf eine vorherrschende Begriffsbestimmung. Vielmehr geht der Diplomarbeit ein Verständnis von Teilhabe voraus, das die verschiedenen dargestellten Aspekte enthält. Dadurch soll eine einseitige Sicht auf ein Teilhabeverständnis verhindert werden. Zusammenfassend wird der Diplomarbeit also nicht eine bestimmte Definition von Teilhabe zugrunde gelegt, sondern finden alle der oben genannten Aspekte von Teilhabe Berücksichtigung.

2.2.2. Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung am Ersten Arbeitsmarkt

Auf dem Ersten Arbeitsmarkt (auch Allgemeiner Arbeitsmarkt genannt) sind hauptsächlich Menschen ohne Beeinträchtigung beschäftigt. Wie bereits dargelegt, sind Menschen mit einer Beeinträchtigung oft aufgrund diverser Vorurteile und/oder Lücken im Gesetz vielerlei Diskriminierungen und Benachteiligungen ausgesetzt und haben häufig auch geringere Chancen einer Erwerbstätigkeit am Ersten Arbeitsmarkt nachzugehen. Ende des Jahres 2011 betrug der Anteil der Menschen mit Beeinträchtigung an der Zahl der Arbeitslosen 14,77 %. (vgl. *Arbeit und Behinderung 2012, online*)

Sowohl international, als auch in Österreich ist eine hohe Anzahl an beeinträchtigten Menschen zu verzeichnen, die keine Aussicht darauf haben, einer beruflichen Tätigkeit am Ersten Arbeitsmarkt nachzugehen. Letztlich nicht nur aufgrund eines überdurchschnittlich niedrigen Ausbildungsniveaus, was unter anderem die Folge einer separierten Schulausbildung ist und somit die Erlangung einer höheren Qualifikation unmöglich macht. (vgl. Seyfried 1990, S. 22f)

Beeinträchtigte Menschen haben ebenso die Möglichkeit einen Arbeitsplatz am so genannten ersten Arbeitsmarkt zu erhalten wie Menschen ohne Beeinträchtigung. Dies kann im Zuge eines von Integrationsmaßnahmen unterstützten Arbeitsplatzes am ersten Arbeitsmarkt oder einen Arbeitsplatz in so genannten „Integrativen Betrieben“ oder in „Werkstätten für behinderte Menschen“ erfolgen (vgl. Hinz, Boban 2001, S. 19). Bei diesem Schritt stehen den Betroffenen mehrere Hilfen zur Eingliederung zur Verfügung: Neben finanzieller Unterstützung für ArbeitnehmerInnen und deren ArbeitgeberInnen existieren Zuschüsse zur Sicherung eines barrierefreien Arbeitsplatzes sowie Förderungen für Fortbildungs- und Weiterbildungsmaßnahmen. Ferner werden Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung von sog. „Integrationsfachdiensten“ begleitet, welche sich jedoch in ihrer Ausstattung und Arbeitsweise, ihrer Einbindung in das regionale Rehabilitationssystem und in der Qualifikation der MitarbeiterInnen unterscheiden. (Hinz, Boban 2001, S. 20)

Aufgrund mangelnder bzw. fehlender Zahlen und Daten über Menschen mit Beeinträchtigung eines gesicherten Arbeitsplatzes am ersten Arbeitsmarkt kann keine empirisch fundierte Auskunft gegeben werden. Gottfried Biewer schreibt, dass

„auf dem freien Arbeitsmarkt Menschen mit Beeinträchtigungen nur schwer, Menschen mit geistiger Behinderung nur in Ausnahmefällen einen Arbeitsplatz finden“ (Biewer 2009, S. 215)

Vor allem das in Österreich vorherrschende stark gegliederte und differenzierte Rechtssystem, insbesondere die rechtlichen und strukturellen Bestimmungen der beruflichen Rehabilitation, beeinflusst die allgemeine berufliche Situation von Menschen mit Beeinträchtigung.

Die österreichische Behindertenpolitik beschäftigt sich unter anderem mit der Teilhabe von Menschen mit Beeinträchtigung am Arbeitsleben mithilfe diverser Instrumente, wodurch eine Arbeitsstelle am Ersten Arbeitsmarkt erlangt und gesichert werden soll. (vgl. *BMASK 2009*, S. 160) Die berufliche Integration von beeinträchtigten Menschen sollte in den ersten Arbeitsmarkt insbesondere durch eine vorübergehende Begleitung und Unterstützung gewährleistet werden.

Wie erwähnt kann auf die Umsetzung in der Realität aufgrund der Komplexität des Systems und der regionalen Unterschiede nicht ausführlich eingegangen werden. Behindertenpolitik in Österreich kann lediglich als „Querschnittsmaterie“ (*Biewer, Fasching, Koenig 2009*, S. 394) betrachtet werden. Dies beruht auf der Tatsache, dass bereits bei der Kommunikation und Kompetenzverteilung hinsichtlich der Behindertenpolitik zwischen dem Bundesministerium für soziale Sicherheit, Generationen und Konsumentenschutz, dem Bundessozialamt, dem Arbeitsmarktservice und den Ländern (auch regional) große Unstimmigkeiten und Schwierigkeiten herrschen.

2.2.3. Qualifizierungsmaßnahmen

Bereits genannte integrative Maßnahmen und Angebote wie Orientierungs- und Mobilitätstrainings, Arbeitsassistenten, Jobcoachings usw., zu denen auch Qualifizierungsmaßnahmen zählen, sollen die berufliche Eingliederung, aber auch Wiedereingliederung von Menschen mit Beeinträchtigung in den Ersten Arbeitsmarkt verbessern und sichern (vgl. *BMASK 2008*, S. 170f). Obwohl es sich die Berufliche Rehabilitation zur Aufgabe gemacht hat, Menschen mit Beeinträchtigung in den Ersten Arbeitsmarkt zu integrieren, ist es jedoch noch immer noch die Regel, dass eine Vielzahl beeinträchtigter Menschen in Integrativen Betrieben und vorrangig in sog. „Werkstätten für Behinderte“ vorzufinden sind.

Christian Lindmeier, an der Universität Landau im Institut für Sonderpädagogik tätig, geht noch weiter und beschreibt, dass

„die berufliche Rehabilitation geistig behinderter Menschen in der Regel in der ‚Dauerrehabilitationseinrichtung‘ Werkstätte für behinderte Menschen stattfindet.“ (Lindmeier 2006, S. 397)

Diese Aussage lässt sich jedoch in Österreich aufgrund fehlender Zahlen und Berichte nicht exakt belegen.

Qualifizierungsmaßnahmen wie beispielsweise Integrative Betriebe, ehemals „Geschützte Werkstätten“ genannt, sind Betriebe des Ersten Arbeitsmarktes, in denen Menschen mit und ohne Beeinträchtigung zusammenarbeiten, wobei die Zahl an Menschen mit Beeinträchtigung meist überwiegt. (vgl. Hinz, Boban 2001, S. 20) Ein schriftlicher Arbeitsvertrag, Bezahlung nach Kollektivvertrag und eine volle Versicherung gehen damit einher. Integrative Betriebe bieten vor allem jenen Personen, die aufgrund der Art und des Schweregrades ihrer Beeinträchtigung nicht bzw. nicht sofort auf dem Ersten Arbeitsmarkt tätig sein können, eine Beschäftigungsmöglichkeit. Um in einem Integrativen Betrieb mitarbeiten zu können, muss jedoch eine gewisse Leistungsfähigkeit vorhanden sein. (vgl. BMASK 2004) Dabei handelt es sich meist um geringfügige Beschäftigung oder Teilzeitarbeit oder gemeinnützige Arbeiten – mit dem Ziel (wieder) eine dauerhafte Anstellung und Integration in den Betrieb zu erhalten. (vgl. Hinz, Boban 2001, S. 21) Das allgemeine Verständnis geht nicht von Dauerarbeitsplätzen aus. Ist jedoch keine Vermittlung in den Ersten Arbeitsplatz möglich, besteht die Möglichkeit auf einen gesicherten Arbeitsplatz in einem Integrativen Betrieb. (vgl. BMASK 2004)

Sogenannte „Werkstätten für Behinderte“ sind vor allem für jene Personen bereitgestellt, die aufgrund ihrer Beeinträchtigung nicht mehr oder noch nicht in den Ersten Arbeitsmarkt eingegliedert werden können. (vgl. Hinz, Boban 2001, S. 21) Werkstätten bestehen meist aus drei Aufgabengebieten: Auftragsarbeiten, Eigenproduktion und Dienstleistungen (Hinz, Boban 2001, S. 21). Tätigkeiten wie „Verpackung, Montage, Versand, Druck, Holzverarbeitung, aber auch Garten- und Landschaftspflege sowie Küchen-service und Wäscherei“ bestimmen den Tagesablauf (Hinz, Boban 2001, S. 22).

Diese Aufgaben werden entsprechend der eigenen Fähigkeiten und Fertigkeiten ausgeführt. Begleitet werden die Betroffenen meist von sog. „Bezugsbetreuern“, welche unter anderem die Aufgabe haben ihren Schützling zu unterstützen und im Hinblick auf Fertigkeiten, Selbstständigkeit, usw. zu fördern. Die gut strukturierte Arbeit, auch an den Rhythmus des Alltags angepasst, gibt insbesondere Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung Sicherheit.

Aus der Literatur geht hervor, dass sich im Laufe der letzten Jahre ein Wandel von der Vorstellung einer bloßen Betreuungs- und Beschäftigungsmöglichkeit von beeinträchtigten Menschen in den Integrativen Betrieben und Werkstätten hin zur Herstellung wirtschaftlich verwertbarer Produkte und Dienstleistungen vollzogen hat. (vgl. Fornefeld 2000, S. 126f) Integrative Betriebe wurden einer vollständigen Modernisierung unterzogen: Einerseits werden Menschen mit Beeinträchtigung Arbeitsplätze bereitgestellt, die durch die vorhandene Infrastruktur in den Betrieben eine hochwertige Qualifizierung mit dem Ziel auf Vermittlung und Eingliederung in den Ersten Arbeitsmarkt anstreben, andererseits sind Integrativen Betriebe nun anderen Betrieben gleichgestellt und unterliegen denselben Anforderungen wie andere Unternehmen, wobei sich die Erwirtschaftung demnach nach betriebswirtschaftlichen Gesichtspunkten orientiert. (vgl. Lebenshilfe Wien 2011, online)

Ziel solcher Qualifizierungsmaßnahmen ist vor allem die berufliche Qualifizierung, die persönlichen Förderung und eine erfolgreiche und gesicherte Eingliederung in das Arbeitsleben (vgl. Bieker 2005b, S. 12).

„Ohne Arbeit ist keine menschliche Gesellschaft denkbar; die Teilhabe an Arbeit, in welcher Form auch immer, sichert dem einzelnen wie keine andere Tätigkeit seine Integration in die Gesellschaft.“ (Seyfried 1990, S. 24)

Arbeit, häufig synonym mit Erwerbsarbeit gebraucht, setzt eine entsprechende Bezahlung voraus. Dabei bleiben ehrenamtliche Tätigkeiten, freundschaftliche Dienste usw. oft unbeachtet – doch auch gerade diese oft unbezahlten Formen der Arbeitsverrichtung sind genauso bedeutend für die Gesellschaft und vermitteln, wie Erwerbsarbeit, ein Gefühl der Zugehörigkeit.

„Arbeit ist mehr als die Sicherung der materiellen Lebensgrundlage. Durch Arbeit eignet sich der Mensch seine soziale und gegenständliche Umwelt an, [...] vergegenständlicht sich, seine Fähigkeiten und Bedürfnisse und realisiert sein Verlangen nach Produktivität.“ (Schartmann 1999, S. 4)

In der vorliegenden Diplomarbeit werden bezüglich der Arbeitssituation von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung nur Situationen in den Blick genommen, in denen im weitesten Sinne eine Teilhabe am Arbeitsleben, sprich das Innehaben eines beliebigen Arbeitsplatzes, verwirklicht ist. Die in dieser Arbeit betrachteten Arbeitsverhältnisse beziehen sich dabei auf den Ersten Arbeitsmarkt und Qualifizierungsmaßnahmen, insbesondere Integrative Betriebe und Werkstätten für Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung.

2.2.4. Die Bedeutung von Arbeit für Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung

„In der Gesellschaft, in der das Leben auf dem Faden des Berufs aufgereiht ist, enthält dieser tatsächlich einige Schlüsselinformationen: Einkommen, Status, sprachliche Fähigkeiten, mögliche Interessen, Sozialkontakte usw.“ (Beck 2003, S. 220f)

Die Betrachtung von Arbeit und deren Bedeutung für jedes Individuum hat sich in den letzten Jahrzehnten zunehmend verändert, insbesondere für Menschen mit Beeinträchtigung. Arbeit ist zu einem zentralen Bestandteil unseres Lebens und Alltags geworden. Wie zu Beginn dieses Kapitels ausgeführt, dient Arbeit im Sinne von Erwerbsarbeit nicht nur der Existenzsicherung, sondern stellt auch einen wesentlichen Faktor in der Gestaltung des Lebenslaufes und der Identitätsbildung dar. (vgl. Beck 2003, S. 220f). Darunter ist zu verstehen, dass sich das Individuum durch Arbeit in der Gesellschaft positioniert.

Einer Arbeit nachzugehen hat vor allem für Menschen mit Beeinträchtigung einen hohen Stellenwert. Arbeit stellt einen wichtigen Schritt in Richtung Selbstbestimmung und Eigenverantwortlichkeit dar und bedeutet auch Entwicklung, Herausforderung und bis zu einem gewissen Grad Unabhängigkeit. Ferner trägt eine Arbeit zu haben zur Bewusstseins- und Identitätsbildung bei (vgl. Doose 2007, S. 65).

„Die Teilhabe am Arbeitsleben ist ein zentraler Bereich der gesellschaftlichen Teilhabe. Über Arbeit bestimmt sich unser sozialer Status und über den Verdienst auch maßgeblich die Möglichkeit der Lebensgestaltung im Wohn- und Freizeitbereich. Arbeit ist die Tätigkeit, die das Individuum in Beziehung zur Gesellschaft bringt. Wir leben in wechselseitiger Abhängigkeit durch die Arbeit, die wir alle leisten. Arbeit bestimmt die Art und Weise, wie der Mensch in die Gesellschaft integriert ist“ (Doose 2007, S. 15)

Es wird dem Individuum die Möglichkeit geboten, sich in der Gesellschaft einzuordnen und zu positionieren (vgl. Bieker 2005b, S. 15).

Die strukturierende Wirkung von Arbeit auf den Alltag jedes Individuums ermöglicht zwischen Arbeit und Freizeit die Entwicklung einer Zeitstruktur, welche eine hilfreiche Orientierung und Sicherheit hinsichtlich der Lebensgestaltung darstellt. (vgl. Bieker 2005b, S. 15). Des Weiteren bietet Arbeit den Rahmen regelmäßigen Kontakt zu anderen Menschen zu haben und gleichzeitig auf diesem Weg Beziehungen außerhalb der Familie aufzubauen, wodurch der persönliche und soziale Horizont erweitert werden kann. Arbeit stellt also eine Chance zu Teilhabe an der Gesellschaft dar.

Bisher kann zusammengefasst werden, dass in unserer heutigen Gesellschaft Arbeit nach wie vor einen zentralen Stellenwert und somit ein Kriterium einnimmt, um ein Individuum zu bewerten. Erwerbsarbeit unterliegt einem ständigen Wandel (schneller technischer Wandel [neue Techniken], Konkurrenzdenken, Wettbewerb, usw.) und wer sich den Veränderungen in der Arbeitswelt nicht oder nicht schnell genug anpassen kann, wird ausgeschlossen.

Neue Arbeitsformen und daraus entstehende neue Anforderungen und Belastungen durch höhere Qualifikationsanforderungen, Marginalisierung bestimmter Gruppen, den Wegfall von Nischenarbeitsplätzen und sozialen Unterstützungen sind nur einige von zahlreichen Folgen, die sich durch eine veränderte Arbeitsmarktsituation abzeichnen können. Die aktuelle Lage auf dem österreichischen Arbeitsmarkt ist besonders für Menschen mit Beeinträchtigung ausschlaggebend, um einer Erwerbsarbeit nachgehen zu können.

2.2.5. Zusammenfassung

Die Einstellung gegenüber Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung hängt stark von den herrschenden Normen und Werten einer Gesellschaft ab. Dementsprechend unterliegt diese auch einem ständigen sozialen Wandel.

Wie aufgrund der bisherigen Erläuterungen zu erkennen ist, kann Teilhabe vielseitig ausgelegt werden. Oftmals wird die Meinung vertreten, dass bereits das Innehaben eines beliebigen Arbeitsplatzes und somit das Teilhaben am Arbeitsleben – auch außerhalb des Ersten Arbeitsmarktes, beispielsweise in einer Qualifizierungsmaßnahme – für Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung von großer Bedeutung ist. Für Gottfried Biewer beinhaltet die Teilhabe von beeinträchtigten Menschen am Arbeitsmarkt das Innehaben eines beliebigen Arbeitsplatzes, wenn auch nicht am Ersten Arbeitsmarkt (*vgl. Biewer 2009, S. 215*). Des Weiteren steht für ihn die Verwirklichung eines möglichst normalen Lebens für Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung im Vordergrund.

Dabei kann das Innehaben eines Arbeitsplatzes oft ein Schlüsselement sein, da es Grundvoraussetzung zur Identitätsbildung ist. Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung haben ebenso das Recht, eine Chance zu erhalten, an der Gesellschaft teilzuhaben und damit auch am Arbeitsleben, besonders da Arbeit der Grundstein für die eigene Lebensgestaltung und Entfaltung der eigenen Persönlichkeit ist.

Neben materieller Existenzsicherung bedeutet Arbeit auch Teilhabe an der Gesellschaft, Anerkennung und sie stellt auch einen wichtigen Schritt in Richtung Selbstbestimmung dar. Besonders Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung benötigen oft Unterstützung und Begleitung am Weg zu einem Arbeitsplatz (Vorbetreuung, ambulante Hilfe und Nachbetreuung). Dies erfolgt dann mithilfe sogenannter Integrationsfachdienste. Ziel dieser Dienste ist eine dauerhafte Integration am Allgemeinen Arbeitsmarkt.

Die Möglichkeit für Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung am Arbeitsleben und an der Gesellschaft aktiv teilzunehmen steht im Vordergrund wissenschaftlicher Forderungen. Es hat sich gezeigt, dass nach wie vor dauerhafte Aufklärungsarbeit für alle unumgänglich und von enormer Bedeutung ist und großer Handlungsbedarf besteht, die Situation von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung am Arbeitsmarkt ins Bewusstsein der Gesellschaft zu rufen.

Im Folgenden wird versucht, die ausgewählten Bereiche der Aufschichtung der Lebenswelt, des Wissens und der Relevanzen nach Alfred Schütz in eine Übersicht zu bringen, um anschließend feststellen zu können, inwieweit sich mit diesen Konzepten das Arbeitsleben von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung erforschen lässt.

2.3. Methodologie

„Es ist darum die erste Aufgabe der Methodologie der Sozialwissenschaften, die allgemeinen Prinzipien zu erforschen, nach denen der Mensch im Alltag seine Erfahrungen und insbesondere die der Sozialwelt ordnet.“ (Schütz 1954)

Zunächst wird die Vorgehensweise des Forschungsprozesses dieser Arbeit, wie sie in Kapitel 3) ausgeführt werden soll, näher erläutert. Dazu werden die ausgearbeiteten Komponenten des Wissensvorrates und der Relevanzen nach Alfred Schütz und Thomas Luckmann (2003) dargestellt und mithilfe der vorab erläuterten konzeptionellen Grundlagen beschrieben, differenziert und erklärt. Danach werden diese auf ihren Zusammenhang hin untersucht, um so innerhalb der Diplomarbeit Theorien in Hinblick auf die Anwendbarkeit der Kategorien auf die subjektiv wahrgenommene berufliche Situation von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung zu entwickeln.

Möchte man die bereits erläuterten Strukturen nach Schütz auf Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung anwenden, muss Folgendes beachtet werden: Einerseits wird die Alltagswelt auf der Ebene eines Individuums betrachtet, dem eine subjektive Sicht zugesprochen wird – der Mensch ist Gestalter seines eigenen Lebens.

Da es sich hierbei jedoch um Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung handelt, welche vielfach selbst nicht in der Lage sind, auf Situationen des Alltags adäquat zu reagieren, sind diese deshalb oft auf Unterstützung bei der Bewältigung dieser angewiesen sind.

Des Weiteren ist dies im Kontext von „Arbeit“ einzubetten: Es wird gehandelt, gewirkt und gearbeitet, meist ebenso durch professionelle Unterstützung. Arbeit kann durchaus im Sinne Schütz' verstanden werden: Durch Wirken wird gezielt in die Umwelt eingegriffen. Die alltägliche Lebenswelt als intersubjektive Welt ist dabei

*„sowohl Schauplatz als auch das Zielgebiet meines und unseres wechselseitigen Handelns. Um unsere Ziele zu verwirklichen, müssen wir Gegebenheiten bewältigen und sie verändern. Wir handeln und wirken folglich nicht nur innerhalb der Lebenswelt, sondern auch auf sie zu“
(Luckmann, Schütz 2003, S. 32).*

Die **alltägliche intersubjektive Lebenswelt** ist als jene Wirklichkeit zu verstehen, in der der intellektuell beeinträchtigte Mensch lebt, denkt, handelt und sich mit anderen verständigt. Alltägliches Leben, zum Beispiel Arbeiten, bezeichnet die gemeinsame, intersubjektive, Ausführung der Erlebniserfahrung von Handelnden, wie beispielsweise zwischen Arbeitenden. (Grathoff 1995, S. 116) Dabei wird diese Alltagswelt als schlicht vorgegeben empfunden, fraglos und als selbstverständlich hingenommen, da die darin erlebten Geschehnisse und Erlebnisse immer bereits schon interpretiert sind, da sie sich stets auf im Wissensvorrat vorhandene Sinnzusammenhänge und Deutungsmuster beziehen, was wiederum das Machen von Erfahrungen und Handeln in jener Alltagswelt erlaubt. Diese Erfahrungsweise bezeichnet Alfred Schütz als „Leben in der natürlichen Einstellung“. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 29)

Nun soll beschrieben werden, wie das Individuum in seiner „**natürlichen Einstellung**“ seine Erfahrungswelt wahrnimmt und handelnd auf sie einwirkt.

Das Individuum stellt sich zu Beginn die Aufgabe, den vorgefundenen Ausschnitt der Wirklichkeit zu erkennen, dies können beispielsweise neu aufgetretene Situationen oder entstandene Probleme im Lebensalltag bzw. Berufsalltag sein, wobei zunächst versucht wird die Situation zu definieren.

Im Rahmen der **räumlichen Aufschichtung der alltäglichen Lebenswelt** steht für Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung vor allem die Zone in aktueller Reichweite im Zentrum. Dabei handelt es sich um jene Umwelt, in der das Individuum als Mittelpunkt eingegliedert ist und durch sein Handeln spontan eingreifen kann. Dieser Punkt dient insbesondere der Orientierung und vermittelt gerade deshalb den Betroffenen ein Gefühl von Sicherheit.

Des Weiteren schafft Erwerbsarbeit Zeiterfahrung. Dies wird durch eine gute Strukturierung des Arbeitsalltages, dem Wechsel zwischen Arbeitswoche und arbeitsfreiem Wochenende sowie zwischen Arbeit und Urlaub ermöglicht. Daran ist zu erkennen, dass ebenso die **zeitliche Aufschichtung der Lebenswelt** eine große Bedeutung für Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung hat.

Neben einem gut strukturierten Tagesplan ist insbesondere der Lebensplan eines Individuums in der zeitlichen Aufschichtung der Lebenswelt sehr bedeutungsvoll und kann als *„intersubjektiv ausgeformte, in der relativ-natürlichen Weltanschauung festgelegte Kategorie“*, die durch formale Faktoren wie Alter, Geschlecht, Art und Schweregrad der Beeinträchtigung, vorhandene Unterstützungsmöglichkeiten, Partizipationserfahrungen usw. gekennzeichnet ist, angesehen werden (Schütz, Luckmann 2003, S. 86). Damit werden Handlungen von Menschen mit Beeinträchtigung nicht nur durch ihre bisherigen Erfahrungen, sondern auch über ihre gegenwärtigen und zukünftigen Orientierungen nachvollziehbar. Genannte Erfahrungen beeinflussen auch, wie man auf auftretende neue Situationen, Themen und eventuell daraus resultierende Problemen reagiert und diese bewältigt.

Nach Schütz erfolgt jede Interpretation der Welt aufgrund des Vorrates eigens gemachter Vorerfahrungen oder von Eltern oder LehrerInnen vermittelter früherer Erfahrungen, die in der Weise unseres ‚verfügbaren Wissens‘ ein Bezugsschema bilden (vgl. Schütz 1971, S. 8). Dieser **Wissensvorrat** ermöglicht es dem Individuum, dass ihm die Welt als eine vertraute, bekannte und geordnete Welt erscheint.

Um Handlungen einen Sinn zu geben, damit Erlebnisse in spezielle Erfahrungen transformiert werden können, benötigt der Mensch Wissensvorräte, welche sich entweder aus Erfahrungen von früherem Erleben oder kulturellem Wissen durch Sprache gebildet haben. Sprache fungiert dabei als wichtiges Medium der Vermittlung des Wissens und des Wissens selbst. Der Wissensvorrat ist komplex und nicht homogen. Kein Individuum kann über alles Wissen verfügen oder alles wissen, denn nicht jeder lebt in der gleichen Lebenswelt, so gibt es zum Beispiel Laien, Experten, usw. In den Interviews ist zu erkennen, dass große Unterschiede im subjektiven Wissensvorrat sich auch durch den Ort, der erhaltenen Schulbildung, der Gruppenzugehörigkeit, der Chancenverteilung, der Fähigkeit Wissen zu produzieren und individueller Aneignung von Wissen ergeben.

Als Wissen wird dabei alles verstanden, was als wirklich angenommen und sinnvoll interpretiert werden kann, so beispielsweise Sprache, Normen, Gefühle, Arbeit. Durch Arbeit wird der soziale Horizont erweitert, es entstehen Kontakte über die Familie und Nachbarschaft hinaus, wodurch das Wissen um die Welt vergrößert wird.

Die **Grundelemente des Wissensvorrates** sind für jedes Individuum vorhanden, können sich lediglich hinsichtlich des Grades, sprich bis zu welchem diese Grundelemente thematisiert und sprachlich objektiviert werden können, unterscheiden. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 160) Daraus lässt sich folgern, dass jene Grundelemente des Wissensvorrates, universell und unveränderlich, bei Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung und einem Menschen ohne Beeinträchtigung nicht ident sind, da, wie bereits erwähnt, jede Situation neben anderen Faktoren auch durch den Zustand des Körpers begrenzt ist, weil er die „*Bedingung für alle meine Erfahrungen der räumlichen Gliederung der Lebenswelt*“ ist. (Schütz, Luckmann 2003, S. 151) Der persönliche Wissensvorrat ist teilweise auf Grund der intellektuellen Beeinträchtigung eingeschränkt, kann jedoch sehr wohl durch kleinere und langsamere Schritte, also durch Lernen, ergänzt und modifiziert werden. Einigen der befragten Personen ist diesbezüglich Lernen und Weiterbildung sehr wichtig, besonders auf die Zukunft bezogen.

Es muss beachtet werden, dass Denkprozesse von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung verlangsamt stattfinden. Erlebtes prägt künftige Handlungsentwürfe.

Der Wissenserwerb ist die Gesamtheit aller bisherigen und aktuell gemachten Erfahrungen und somit abhängig von der individuellen Sozialisation. Das **Gewohnheitswissen** beruht auf den bisher gemachten Erfahrungen im Lebensalltag. Dabei handelt es sich um Situationen im Arbeitsleben, die, wie der Name schon sagt, bereits aus „Gewohnheit“ bewältigt werden können und nicht mehr bewusst thematisiert werden müssen. Oft stellen sich auch körperliche Fähigkeiten, wie beispielsweise Gehen, aufgrund einer körperlichen Beeinträchtigung als problematisch dar.

Im Gegensatz zu Menschen ohne Beeinträchtigung ist das **Gebrauchs- und Rezeptwissen** von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung mäßig ausgeprägt. Einzelne Schritte einer Handlung können teilweise mit Schwierigkeiten verbunden sein. Dieser Zustand ist natürlich unter anderem auch abhängig von den bisherigen Lebenserfahrungen oder der Schulbildung. So müssen auch heutzutage noch viele Menschen mit Beeinträchtigung die sog. „Sonderschule“ besuchen, wodurch ihnen meist jeglicher Zugang zu weiterer Bildung (Wissen) verwehrt bleibt, da ein Aufstieg oder eine Rückschulung in eine Regelschule (Hauptschule) – erst einmal im Bannkreis der Sonderschule – oft ausbleibt. Auch in den Interviews wurden die Betroffenen oft dazugedrängt schnellst möglich die Schule zu beenden und sich eine Erwerbsarbeit/Tätigkeit zu suchen.

Fertigkeiten rund um das Gebrauchswissen, zu dem auch spezifische Arbeitstätigkeiten zählen, können jedoch speziell gefördert werden. Besonders integrative Maßnahmen zielen hierbei auf die individuell ausgeprägten Fähigkeiten und Fertigkeiten ab. Vor allem bei Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung ist Neues oft problematisch, da es im persönlichen Wissensvorrat Widersprüche hervorruft – so muss erst gelernt werden, mit eben diesen neuen Situationen umzugehen.

Welche Sinnzusammenhänge nun in einer bestimmten Situation genau ins Bewusstsein gelassen werden, ist von den jeweiligen Relevanzsystemen eines Individuums abhängig. Diese leiten sich wiederum vom subjektiven Wissen ab.

Die soeben erläuterten Begriffe, bezogen auf die einzelnen Wissens Elemente und deren Charaktere, werden für eine bessere Übersicht nun tabellarisch dargestellt, um anschließend die Interviews anhand dieses Rahmens auszuwerten bzw. Schritt für Schritt zu überprüfen, inwieweit sich erläuterte Kategorien auf den Arbeitsalltag von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung anwenden lassen:

Elemente des Wissensvorrats	Verfügbarkeit in Situationen	Verteilung zwischen Personen (biografische Prägung)
Grundelemente: -Begrenztheit der Situation -Struktur der subjektiven Erfahrung der Lebenswelt	In allen Situationen mitvorhanden	Bei allen Personen vorhanden, aber ungleich ausgeprägt
Routine im Wissensvorrat: -Fertigkeiten -Gebrauchswissen -Rezeptwissen	Ständig griffbereit (in abnehmendem Maß), aber nicht ständig mitvorhanden	Für jedermann verfügbar, aber ungleichmäßig verteilt
Wissensvorrat im engeren Sinne (spezifische Teilinhalte)	Einbeziehung in Situation durch Thematisierung und nicht automatisch	Ungleichmäßige Verteilung durch institutionelle Zugangsschranken

Häufig sind Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung auf Unterstützung angewiesen. Insbesondere dann, wenn es um die Leistungen des Erkennens, Erinnerns und Interpretierens auf Basis ihres eigenen Wissensvorrats und Wertesystems geht, um diese für sich richtig einschätzen zu können, denn gesellschaftliche Normen und Bedingungen erschließen sich ihnen häufig auf eine andere Weise oder auch gar nicht.

Zur Verwirklichung ihrer Ziele und Bedürfnisse und bei der Gestaltung ihres intersubjektiven Lebensraumes benötigen viele Menschen mit Beeinträchtigungen die Unterstützung und Anleitung von anderen Menschen, da sie vielfach selbst nicht in der Lage sind, auf Situationen des Alltags selbstständig und richtig zu reagieren, weshalb Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung vor allem auf ihre **Umwelt**, ganz im Sinne Schütz', angewiesen sind. Damit Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung ihre Welt besser kennen und deuten lernen können, muss ihnen stets die notwendige Hilfe angeboten werden. Wird den Betroffenen die Welt geöffnet und gezeigt, so wird die unmittelbare Umwelt zur eigenen.

Wie bereits erläutert, existiert neben der unmittelbaren Umwelt benso eine sog. **Mitwelt**. Darunter sind vor insbesondere jene Personen zu verstehen, welche weder an der Welt in akuteller Reichweite teilhaben, noch an der subjektiven Gegenwart teilnehmen. Diese werden als bloße Zeitgenossen bzw. „Nebenmenschen“ wahrgenommen, welche auch austauschbar wären. Bezogen auf Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung könnte man an dieser Stelle Sachbearbeiter nennen.

Um bestimmte Arbeiten im Job durchführen zu können, muss der Umgang mit diversen Geräten und Hilfsmitteln erlernt werden. Demnach beeinflussen sie nach Alfred Schütz nicht nur die **Motivationsrelevanzen** (infolge von „Um-zu“- und „Weil“-Motiven, sprich, warum die Aufmerksamkeit in eine bestimmte Richtung gelenkt wird), welche die Persönlichkeitsstruktur des Individuums bilden. Als Um-zu-Motive beschreibt Schütz alles, was auf die Zukunft gerichtet ist. Um ein bestimmtes Ziel zu erreichen, muss man verschiedene Handlungen durchführen und diverse Aspekte beachten.

Dies zeigt sich innerhalb der Interviews insbesondere anhand von Lebensplänen als auch durch Arbeits- und Terminplänen. „**Um-zu“-Motive** beziehen sich auf den Grund, der eine bestimmte Handlung bewirkt. Dabei wird Handeln mit speziellen Absichten und Plänen verbunden. Die Motivationsrelevanz kann also durchaus von kurzfristigen Zielen als auch von langfristigen Lebensentwürfen bestimmt sein.

Andererseits wird jede Einstellung einer Sache gegenüber durch biografische Erfahrungen und Zusammenhänge geprägt. Hier spricht Schütz von einem **Weil-Motiv**. Der Mensch mit intellektueller Beeinträchtigung hat bezüglich einer Sache eine bestimmte Einstellung, weil es jene Erfahrung in ähnlichen Situationen gemacht hat, also ein Erlebnis in der Vergangenheit, der Lebensgeschichte, die eben zur Herausbildung bestimmter Persönlichkeitsmerkmale oder Verhaltensgewohnheiten, wie bevorzugter Maxime, Geschmäcker, Vorlieben und Interessen, geführt hat.

Bei der Ausführung einer alltäglichen Tätigkeit besitzt diese Tatsache ebenso eine **motivierter thematischer Relevanz**, da sich der Arbeitnehmer freiwillig mit einem Sinnbereich in seinem (Arbeits)leben beschäftigt, da er eben um diese Sinnbereiche aufgrund typischer Gegenstände, Gewohnheiten, Rituale und Handlungen weiß. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 263)

Ist es nun jedoch so, dass zum Beispiel im Zuge der laufenden technischen Modernisierungen ein neues Gerät zur Ausübung einer Tätigkeit erlernt werden muss, so tritt quasi ein neues Thema ins Bewusstsein und es wird somit zu einem **auferlegten Themenwechsel** bzw. kommt es zu einer unmotivierten Zuwendung zum Thema. Dadurch ergibt sich ein Auslegungsproblem. Wenn das Thema nun in den thematischen Kern des Bewusstseins tritt, wird es interpretiert, also auf Vertrautheit und Bestimmtheit hin untersucht.

Dabei kommt es aufgrund bekannter und typischer Merkmale zur sofortigen Deckung mit einem existenten Wissensselement. Alfred Schütz bezeichnet diesen Zustand als **auferlegte Interpretationsrelevanz**. Das Individuum erinnert sich, wodurch es Zusammenhänge herstellen kann, diese schließlich interpretieren und sich somit mit der Situation auseinandersetzen. Dabei ist zur Bewältigung der Situation besonders wichtig, den Wissensvorrat abrufen zu können, um sich passend vorzubereiten und reagieren zu können. Dieser Vorgang verläuft automatisch und routinemäßig. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 273).

Wird ein Thema bzw. eine neue Situation jedoch zum Problem, weil es mit den vorhandenen Wissensselementen nicht in Deckung gebracht werden kann, muss es erst schrittweise ausgelegt werden. Dabei spricht man von einer **motivierten Interpretationsrelevanz**.

Der Begriff der Relevanz eröffnet unter anderem die Möglichkeit, identitätsbezogene Thematisierungen von Erwerbsarbeit zu analysieren. Um dies zu verdeutlichen, werden vorab dargelegte Begriffe in einer Tabelle dargestellt, anhand derer im Anschluss die erhobenen Daten ausgewertet werden sollen:

	Thematische Relevanz	Interpretations- Relevanz	Motivations- relevanz	
auferlegt	Unmotivierte Zuwendung zu einem Thema	Routinemäßige Deckung zwischen Deutungsschema und Wissenselementen	Handlungs-relevante Entscheidung muss getroffen werden; <u>Ziel</u> : Sachverhalte verwirklichen	„Um-zu“- Motive
motiviert	Freiwillige Zuwendung zu einem Thema	Interpretation eines Themas mit Hilfe von Wissenselementen	Handlung ist bereits im Gange; biographische Bedingtheit	„Weil“- Motive

Zusammenfassend kann gesagt werden, dass das Individuum in seiner natürlichen Einstellung in bestimmten Situationen stets aufeinander folgende, teils abhängige Prozesse durchlebt. Es nimmt unter anderem ständig Situationen und Dinge innerhalb seiner intersubjektiven Lebenswelt in den Blick und überprüft, ob diese auch „im richtigen Licht“ gesehen werden, ob das Interesse daran aufrechterhalten werden soll, welche Wichtigkeit diese haben – wie relevant sie sind. Infolge dessen werden die subjektiven Relevanzsysteme befragt, die als „selbstverständliche subjektive Gegebenheiten“ betrachtet werden.

Jegliche Handlung, die aufgrund aktueller und situationsgebundener Erfahrungen, welche sich bereits im Wissensvorrat verankert haben, ausgeführt wird, gründet in Relevanzstrukturen. Daraus lässt sich schließen, dass genannte Relevanzsysteme, die ebenso den Wissenserwerb und dadurch auch die Struktur des Wissensvorrats bestimmen, Teil des Wissensvorrats sind. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 253)

3. EMPIRISCHE DATEN IN EXEMPLARISCHER ANWENDUNG

Hinsichtlich der ausgearbeiteten Kategorien nach Alfred Schütz und Thomas Luckmann (2003) werden in Hinblick auf die Fragestellung der Diplomarbeit die in der Erhebungsphase gesammelten Daten auf sozialphänomenologischer Grundlage analysiert. Es wird versucht, die wesentlichen Inhalte der erfassten Daten anhand der aufgestellten Modelle zu untersuchen und die im Material festgehaltenen Aspekte bezüglich der Wahrnehmung der subjektiven beruflichen Situation von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung zu berücksichtigen. Die Analyse der Anwendbarkeit der Kategorien erfolgt dabei ausschließlich anhand der Auswertung des vorliegenden Datenmaterials. Aus diesem Grund sind in den folgenden Textabschnitten auch zahlreiche Zitate aus den im Forschungsprozess der Diplomarbeit durchgeführten Interviews vorhanden. Diese gewährleisten den Bezug und die Nähe zu den erhobenen Daten und machen die vorab gezogenen Schlüsse nachvollziehbarer bzw. schaffen eine Transparenz hinsichtlich der möglichen Anwendbarkeit der Konzepte nach Alfred Schütz und Thomas Luckmann (2003).

Anhand der in Kapitel 2.3. aufgestellten Modelle folgt nun eine exemplarische Auswertung von drei problemzentrierten Interviews in Hinblick auf die dargelegten Konzepte nach Schütz und Luckmann. Die Interviews wurden mit Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung geführt. Daran schließt jeweils eine Diskussion der Ergebnisse vor dem Hintergrund der Erläuterungen des Theorieteils an.

3.1. Interview 1

In der Umwelt von Interviewpartner 1 nimmt vor allem die Mutter einen wichtigen Stellenwert ein. Sie steht ihm stets zur Seite, wenn er etwas braucht unterstützt sie ihn so gut sie kann und neue Situationen bewältigen sie gemeinsam. Sie spielt aber auch noch eine weitere tragende Rolle, denn mit ihrer Erziehung hat sie vor allem dahingehend einen wichtigen Beitrag geleistet, dass M. gegenüber sozialen Kontakten, sowohl in seiner Umwelt, als auch Mitwelt, offen auftritt. Das verdeutlicht, dass die Biographie eines Individuums meist mit ausschlaggebend für situationsbedingtes oder künftiges Handeln bzw. Handlungen ist.

Veranschaulicht soll dies an folgendem Beispiel werden: M. ist bereits 19 Jahre in einer Werkstatt in derselben Firma tätig, welche aber in naher Zukunft seine Pforten schließen muss; das Personal wird auf zwei andere Werkstätten aufgeteilt.

*„(...) wo die dann weckakummt, werden ja dann die Leit aufgeteilt in verschiedene an zwei verschiedene Werkstätten und dann host dann, wenn des dann is, dann host dann überhaupt fost kan Kontakt mehr mit de Leit, weils dann überoi zwei verschiedene Werkstätten san, de san olle froh, wenn unsere Werkstätte do bleiben würde, weil do kenn ma sie schon olle untereinander und do hobn ma sie scho olle untereinander scho gewöhnt (...)“
(Interview 1)*

Damit werden die Betroffenen aus ihrer Zone in aktueller Reichweite und ihrer gewohnten Umwelt entrissen. M. bedauert diesen Zustand zwar, da er aber schon immer offen auf Menschen und Situationen zugegangen ist (einerseits weil er von seiner Mutter so erzogen wurde und zudem von seinen bisherigen Erlebnissen und Erfahrungen dahingehend positiv bestärkt wurde), gerne mit Leuten kommuniziert und sehr hilfsbereit ist, fällt ihm der Schritt, in eine andere, momentan noch unbekannte Zone zu gehen, etwas leichter, auch um sie später schrittweise zu seiner eigenen zu machen.

„Owa es muass hoit amoi so sei, amoi wos aundas ausprobiern hoit.“ (Interview 1)

Zu den Arbeitskollegen pflegt M. ein freundschaftliches Verhältnis, die er aufgrund der Firmen-Auflösung nur ungern verliert. Zu einer Kollegin, mit der er sich am besten versteht hat er jedoch auch in seiner Freizeit Kontakt.

Die interviewte Person arbeitet gerne in der Tischlerei, weil die Aufgaben, die er dort zu erledigen hat, seinen Interessen entsprechen und er auch gerne für andere Menschen da ist und ihnen hilft, *„holt so Sachen besorgen, wenns was brauchen“* (Interview 1).

„...und bin a wirklich ziemlich // sehr vü unterwegs und besorg a de de Monatsmarken und so hoit, und oder wenn irgendwas anders in der Betreuung was braucht zu besorgen zum holen und so, des, da bin i a der einzige, der des macht, und weil i mi überall hoit auskenn und besorg des hoit...“ (Interview 1)

Diese alltäglichen Tätigkeiten haben für M. eine motivierte thematische Relevanz, da er sich einerseits freiwillig damit beschäftigt und andererseits diese Tätigkeiten auch schon einen Gewohnheitscharakter haben und er um typische Handlungen weiß.

Es wird auch deutlich, dass gemachte Erfahrungen und Erlebnisse den Umgang, die Reaktion und die Bewältigung mit neuen Situation, Themen und eventuell daraus resultierenden Problemen beeinflussen.

„Jaaa, weil i bin jo vo mei Mutta so erzogen wordn, dass i jede Leit hüf, ah waun i's ah waun i's ned so kenn de Leit, owa i bin hoit so, i bin so erzogen, so hüfsbereit und so, do kaun i des ned sogn 'na jetzt wü i ned und jetzt dua i des ned'“ (Interview 1)

Alfred Schütz spricht hier von „Weil-Motiven“. M. macht seine Arbeit Spaß, auch deshalb, weil er anderen Menschen helfen kann, weil er bis jetzt nur positive Rückmeldung darauf bekam und somit positiv bestärkt wurde das richtige bzw. so weiter zu machen – unter anderem auch deswegen, weil er es so von seiner Mutter gelernt hat. Als weiteren Grund führt er an, dass er anderen Menschen auch gerne hilft, weil er der Meinung ist, wenn er mal nein sagt, aber selbst Hilfe braucht, keine Hilfe zu bekommen.

Die Schließung seiner Firma bringt gleichzeitig einen auferlegten Themenwechsel im Bewusstsein mit sich, da es eine völlig neue Situation darstellt und sich eine neue Herausforderung ergibt, welche ausgelegt werden muss. Da die interviewte Person im Zuge ihrer beruflichen Tätigkeiten in dieser Firma schon öfters Tätigkeitsbereiche und Werkstätten gewechselt hat, unter anderem auch um Neues kennenzulernen, kommt es aufgrund bekannter und typischer Merkmale zur Deckung mit einem existenten Wissensselement, wodurch Zusammenhänge hergestellt werden und interpretiert werden können – was wiederum bedeutet, dass es der interviewten Person aufgrund ihrer Vorerfahrungen möglich sich passend auf die neue Situation vorbereiten und reagieren.

Die Fertigkeiten von M. werden im Zuge seiner Tätigkeiten laufend von seinen Betreuern gefordert und gefördert:

„Und vaändert hod si hoit, dass i jetzt mit sehr vü Maschinen oarweit, hoit de Maschinen ausprobier hoit. Und jo, do bin i jetzt eh ah grad dabei, des auszuprobieren und ois und scho it mit mit da C(Pw) dazua, wei sie kennt si do ah eher bessa mit de Maschinen aus.“ (Interview 1)

Als eine momentane weitere Herausforderung in seinem Leben erzählt M., dass er am Computer ein Einladungsschreiben zu seinem Unterstützungskreistreffen (in dem das Thema Arbeit einen großen Stellenwert einnehmen wird) verfassen soll. Da die betroffene Person bis jetzt noch nie am PC gearbeitet hat, ist dies eine völlig neue Situation und sie steht vor einer neuen Herausforderung, welche ausgelegt bzw. interpretiert werden muss, da er bis jetzt keinen Zugang zu bzw. keine Erfahrung im Umgang (und das Thema somit nicht in Deckung mit vorhandenen Wissensselementen bringen kann, da es dazu schlicht keine gibt) mit Computern hat.

„Und do hob i gsogt, schreib i nie am Computer, weil i kenn mi do bei Computern do net so aus, wie ma des mocht, und er hot gsogt, es ist gonz leicht ein Computer und hob und donn hob i schon amoi auf sein Computer auf sein Laptop, den er durd hot, moi probiert.“ (Interview 1)

Interviewpartner 1 wurde bei der Erstellung der Einladungen zu seinem Unterstützungskreis-Treffen von seinem Zukunftsberater, welcher ebenfalls eine wichtige Person in seiner Umwelt ist, unterstützt. Es erfolgte eine langsame Annäherung an die neue Herausforderung, damit die gemachten Erfahrungen und Erlebnisse leichter verarbeitet und somit besser im Wissensvorrat aufgenommen werden können: zuerst durfte IP1 für sich alleine den Computer erforschen und ausprobieren. Anschließend wurde gemeinsam überlegt, was man in die Einladung schreiben und wie man sie gestalten könnte. Letztlich wurde sie gemeinsam am Computer verfasst.

Schon in der Schule war M. sehr eifrig, hatte kurzfristig sogar einen Privatlehrer, um mit regelmäßigem Wiederholen Gelerntes nicht wieder zu vergessen. Eine weiterführende Schule blieb ihm verwehrt, da er sich laut Arbeitsamt eine Erwerbsarbeit suchen musste; dabei wäre ihm eine fundierte Ausbildung zu haben sehr wichtig, dieses Thema ist in seinem alltäglichen Leben sehr relevant für ihn.

„Ja, des Lernen war ma schon wichtig, weil wenn i jetzt dann irgendwo hin muass auf a, irgend a einkaufen alla, da muss u donn muas i a wissen, wiewü i ausgieb, wie vü i ausgeben kann und wiewü des donn ois kost und des hob i ois ba dem Lehrer hoit ois so glernt, doss i donn a wirklich mit Göld a umgehen kann und und des woa wirklich für mi angenehm und a supa woas für mi.“

(Interview 1)

Das Erlernen von alltäglichen Dingen, zum Beispiel dem Umgang mit Geld, stellt für ihn eine Verbesserung der Lebensqualität dar. M. bedauert es sehr, dass er damals keine weiterführende Schule besuchen durfte, da ihm Lernen und Weiterbildung sehr wichtig sind, besonders auf die Zukunft bezogen.

3.2. Interview 2

Zu seinen Eltern pflegt Interviewpartner 2 ein gutes Verhältnis. Einer seiner drei Brüder, mit dem er sich am besten verstand, ist leider infolge eines Autounfalls verstorben, was er sehr bedauert, da dieser ihm am nächsten stand und seine engste Bezugsperson war.

In der Werkstätte stellt der Bezugsbetreuer die wichtigste Bezugsperson in der unmittelbaren Umwelt der interviewten Person dar, da dieser viel mit ihr unternimmt und er mit ihr regelmäßig gemeinsam Ziele für die Zukunft bespricht und Pläne schmiedet wie diese zu erreichen sind.

Durch seine Beeinträchtigung fühlt sich die interviewte Person teilweise stark eingeschränkt, insbesondere fehlt ihm der Umgang bzw. Kontakt zu nicht-beeinträchtigten Menschen, was er wiederum auch auf ihre Kindergarten und Schulstätte zurückführt, da dort strikt zwischen beeinträchtigten und nicht-beeinträchtigten Kindern getrennt wurde.

„(...) Kontakt zu außen, also Kontakt zu Nicht-Behinderten hat einfach wenig, wenig stattgefunden, daher nie mit Nicht-Behinderte in den Kindergarten gehen, und nie mit Nicht-Behinderten in die Schule gehen, und nie in die Schule gehen.“

(Interview 2)

Zu seinen Arbeitskollegen pflegt er zwar ein freundliches Verhältnis, hat jedoch Schwierigkeiten beim Herstellen von neuen sozialen Kontakten.

„Und des is sehr großes Handicap für mi, jetzt immer echt. Klar versuch i mi mit den Kollegen, die jetzt kenn, ab und zu anzurufen, aber (schnauft).“ (Interview 2)

An dieser Stelle ist wieder deutlich zu erkennen, dass sich, wie Alfred Schütz es beschrieben hat, bestimmte Verhaltensgewohnheiten aus einem Erlebnis in der Vergangenheit bzw. Lebensgeschichte herausbilden und künftiges Handeln bzw. Handlungen beeinflusst.

Ein aktuell relevantes Thema für K. ist der momentane Anteil von Schwestbehinderten in seiner Werkstätte, worin sich für ihn in der Zukunft eine Herausforderung ergibt, da er demnächst in einer andere Werkstätte wechseln will, weil er mit der Klientel nicht mehr zufrieden ist.

„(...) sind einfach mehr, 80% Schwerstbehinderte und ich mittendrin. (...) Und ich fühl mich einfach nicht mehr wohl. Und i als eigentlich fitter, fitter Mensch pass einfach nicht mehr in das Ding rein, in das Schema rein, find i.“ (Interview 2)

Er wird sich mit dem Thema auseinandersetzen und es auslegen müssen, damit er weiß, wie er mit der neuen Situation umgehen und adäquat darauf reagieren soll.

Der Arbeitsalltag im Zuge eines Praktikums von K. ist gut strukturiert – Tätigkeiten wie Telefondienst, Arbeiten am Computer, oder Postdienst sind jeden Tag um die gleiche Uhrzeit zu erledigen, was der interviewten Person große Freunde bereitet hat. Die Tätigkeiten bzw. den Arbeitsablauf in der regulären Werkstätte kritisiert er jedoch stark, da es ihm an dieser Stelle an einer sichtbaren Struktur fehlt.

„(...) was i as G´fühl hab wenn amol wer sagt i soll was am PC machen das ma wirklich sogt, sagt // was eigentlich im Moment grad sinnlos isch, dass i so Sachen mach obwohl des net wirklich notwendig isch das i was mach (...)“ (Interview 2)

Die fehlende Arbeitsstrukturierung führt unter anderem zu Unzufriedenheit und Unsicherheit darüber, was genau er machen muss.

„Is hab i as G´fühl es is einfach net irgendwie grad das i was zu tuan hab also (...)“ (interview 2)

Außerdem macht er sich auch Gedanken über seinen Sinn in den Arbeitsabläufen, da er eher das Gefühl hat nur beschäftigt zu werden als eine wichtige sinnvolle Aufgabe zu erhalten und somit etwas beitragen zu können. Andererseits fühlt er sich dadurch auch unterfordert, da oft ein Leerlauf zwischen den Tätigkeiten entsteht und ihm niemand sagt, was zu tun ist.

„I muass immer irgendwia so bittn und irgendwie bettln, kann i was machen, darf i was machen, soll i was machen?“ (Interview 2)

Einen Arbeitsplatz innezuhaben ist für Interviewpartner 2 sehr wichtig, da so Kontakte über die Familie und Nachbarschaft hinaus entstehen, wodurch das Wissen um die Welt vergrößert wird.

„Was bedeutet Arbeit für mich? Ja, dass ma -- auch wichtig der Gehalt, das is auch wichtig, oder man lernt auch andere - lernt mal was Anderes kennen. Und vielleicht sieht ma mal was Anderes und dann lernt man amal was Neues und dann kann man mal was Neues, und. Das is glaub ich auch wichtig. Vielleicht a mal andere Personen und. Durch den Job lernt man mal andere Menschen kennen, durch die Menschen, ja.“ (Interview 2)

Auch für diese interviewte Person ist es sehr wichtig sich weiterzubilden, um ihr Wissen von der Welt zu erweitern, um Anderes und Neues kennenzulernen. Einmal in der Woche nimmt er deswegen Englisch-Unterricht, unter anderem um sich auf einen eventuellen Bürojob vorzubereiten – schon in der Schule hatte er den Traum Bürotätigkeiten ausüben zu dürfen. Die Relevanz dieses Themas wird von einem schon lang bestehenden langfristigen Lebensentwurf motiviert.

3.3. Interview 3

Einerseits erzählt die interviewte Person von einem guten Verhältnis zu ihrer Familie.

„Äh, wie soll i sagen, das hat meine, meine Familie mich unterstützt über hat. Ischt das zum Beispiel im Sport oder isch es im, im Beruf und so und das hat, das hat ma halt schon mehr Spass gemacht [...]“ (Interview 3)

Wobei sich jedoch im Laufe des Interviews herausstellt, dass die Beziehung zur Mutter oft angespannt ist, da diese nach ihrem Empfinden zu fürsorglich ist und sie teilweise in ihren Freiheiten eineingt, da sie sie am liebsten immer in ihrer Nähe hätte. Ein Stück Freiheit hat sich H. zurückerobert, indem sie ihre damalige Zone in aktueller Reichweite verlassen hat und von Niederösterreich in eine Werkstätte nach Wien gewechselt ist. Die Betroffene berichtet auch von einem Zwischenfall mit ihrer Mutter, wo diese ihr vorwirft „geistig behindert“ zu sein, worauf die Betroffene zwar sehr empört reagiert.

In ihrem beruflichen Alltag schätzt H. sehr die Unterstützung ihres Bezugsbetreuers.

„... und dass ich halt, äh an Job hab, dass ma halt mich unterstützt, äh und der Job, den hab ich von der C(Pw) so bekommen, dass sie das so organisiert hat, dass i den Job bekommen hab...“ (Interview 3)

Den Aussagen der interviewten Person nach vermittelt ihr der Bezugsbetreuer Stabilität, Sicherheit und Verlässlichkeit, des Weiteren hilft er bei der Alltagsbewältigung.

Die Finanzen von H. hat ein Sachwalter inne, welchen sie aber bisher nur einmal gesehen hat, demnach spielt dieser in ihrer unmittelbaren Umwelt keine weitere Rolle, sondern ist der Mitwelt zuzuordnen und wird von ihr nur am Rande als „Zeitgenosse“ wahrgenommen.

„Ich hab den A(Pm) [Anm. Sachwalter] einmal gesehen in meinem Leben, ja.“ (Interview 3)

Die Tätigkeiten von H. sind gut durchstrukturiert.

„Und ja, bei der Molkerei ist wichtig aufs Datum und sonst die neuen Sachen nach vorne und die alten Sachen oben drauf und bei de Getränke genau das gleiche, das heißt das neue äh, kommt nach hinten und das alte kommt nach vor, also wie bei der Molkerei.“ (Interview 3)

Dadurch kann der Sinn einer Tätigkeit und der Bezug zwischen Handlung und deren Auswirkung erfasst werden. Dies hilft der interviewten Person bei der Orientierung und erleichtert Entscheidungen, des Weiteren erhält sie das Gefühl von Stabilität und Sicherheit. Durch eine gute Strukturierung des Tages bekommt sie ebenso ein Gefühl für Zeit, was insbesondere für Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung von großer Bedeutung ist.

„Ähm, insgesamt 8 Stunden, das heißt, dass ich am Vormittag 4 Stunden arbeite, am Nachmittag auch 4 Stunden. Die regulären Arbeitszeiten wären Dienschttag, Donnersschttag von 8 Uhr bis 12 Uhr, 14 Uhr bis 18 Uhr und sonscht Montag, Mittwoch und Freitag einen halben Tag von 8 Uhr bis 12 Uhr.“ (Interview 3)

Ein gut strukturierter Tag bietet sowohl Sicherheit als auch eine Orientierungshilfe sowie emotionale Stabilität hinsichtlich der Lebensgestaltung, was wiederum das Identitätsbewusstsein fördert.

H. hat eine Lehre zur Bürokauffrau absolviert. Leider hat sie im Anschluss daran keine fixe Anstellung erhalten und musste einen Platz in einer Beschäftigungstherapie annehmen, womit sie überhaupt nicht einverstanden ist, da sie sich stark unterfordert fühlt. Ihr Ziel ist es aus der Werkstätte auf den Ersten Arbeitsmarkt zu kommen. Um dieses Vorhaben realisierbarer zu machen und mit nicht-beeinträchtigten Personen am Arbeitsmarkt mithalten zu können, hat sich H. unter anderem spezifische Teilinhalte im Wissensvorrat erworben, in dem sie den ECDL-Computerführerschein absolvierte. Dabei verbindet sie mit ihrem Tun bestimmte Absichten und Pläne: sie möchte unter anderem auch deswegen endlich Fuß am Ersten Arbeitsmarkt fassen, um endlich selbst Geld zu verdienen und sich somit von ihrem Sachwalter lossagen zu können. Ferner möchte sie beweisen, alleine leben zu können.

Dieses Thema wurde relevant für sie, weil man ihr zuschrieb nicht mit Geld umgehen zu können und einen Sachwalter zuteilte. Dieses Thema beschäftigt sie jeden Tag aufs Neue und muss daher ständig ausgelegt werden. Der Umgang mit Geld stellt eine große Herausforderung für sie dar, die sie aber gerne annehmen will, denn der Umgang mit Geld fördert die Selbständigkeit, Unabhängigkeit und ein längerfristiges Verantwortungsbewusstsein.

Die Tatsache, dass sie zwar eine Ausbildung mit Abschlussprüfung zur Bürokauffrau gemacht, aber schon 20 Jahre keinen Beruf am Ersten Arbeitsmarkt in dieser Sparte gefunden hat, kann sie sehr gut reflektieren.

„Ich habe ihr erklärt, ich kann ins Bewerbungsschreiben nur schreiben, dass ich vor so und so vielen Jahren die Abschlussprüfung gemacht habe zur Bürokauffrau und dann im Prinzip 20 Jahre nichts getan habe. (...) weil, ich meine, was soll ich da reinschreiben Ich hab den ECDL Führerschein, na ok super und das war's auch.“ (Interview 3)

Schuld schreibt sie an dieser Stelle auch ihrer Körperbehinderung zu:

„(...) weil sobald der Chef liest körperbehindert, na gut danke, legen wir ab (...)“ (Interview 3)

Diese Einstellung wurde durch ihre bisherigen Erfahrungen mit Bewerbungen geprägt, da sie bis jetzt am Ersten Arbeitsmarkt immer abgewiesen wurde, oft/meist aufgrund mangelnder räumlicher Barrierefreiheit., die für sie aber essentiell ist, da sie aufgrund ihrer körperlichen Beeinträchtigung im Rollstuhl sitzt.

3.4. Diskussion

Zusammenfassend sollen in diesem Kapitel noch einmal alle wesentlichen Ergebnisse der Untersuchung dargestellt und in Beziehung zum Theorieteil dieser Arbeit gesetzt werden.

In den Interviews spielt in der natürlichen Einstellung von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung, unter dem Aspekt von Arbeit, vor allem die Teilhabe am gesellschaftlichen und sozialen Leben eine zentrale Rolle.

Die Gestaltung der Lebenswelt ist für das Wohlbefinden und die Lebensqualität für Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung besonders wichtig. Die Lebenswelt von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung beinhaltet, wie bei Menschen ohne Beeinträchtigung, Familie, Freizeit, Freundschaften, Wohnen, alltägliche Bedürfnisse, Arbeit, usw. Verstärkt werden jene Bereiche jedoch aufgrund der Einflussnahme der Familie und/oder am Arbeitsplatz durch integrative Maßnahmen und Angebote wie Orientierungs- und Mobilitätstrainings, Arbeitsassistenten, Jobcoachings uvm. Folglich ist eine Welt außerhalb ihrer eigenen Lebenswelt oft beschränkt und/oder nur mit Unterstützung anderer möglich. Das Leben von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung ist häufig von unterschiedlichsten sozialen und institutionellen Barrieren geprägt.

In den Interviews ist zu erkennen, dass innerhalb der unmittelbaren Umwelt der Betroffenen vor allem die Familie, Freunde und Bezugsbetreuer eine wichtige Rolle spielen. Für die Betroffenen sind am Arbeitsplatz insbesondere Bezugsbetreuer wichtige Bezugspersonen, zu denen ein freundschaftliches Verhältnis gepflegt wird, welche auch oft innerhalb eines Unterstützungskreises als Begleiter fungieren. Ein solches Vertrauensverhältnis ist eine wichtige Grundlage für die gemeinsame Bewältigung persönlicher Aufgaben, aber auch von Problemen. Dadurch erfährt das Individuum Aufmerksamkeit und kann sich so auch seiner Bedeutung klar werden, was wiederum das Selbstbewusstsein steigert.

Außerdem fördert und fordert ein Bezugsbetreuer die kontinuierliche Arbeit an und mit sich selbst, an seinen Zielen, usw. Menschen mit einer intellektuellen Beeinträchtigung brauchen mehr Orientierung als Menschen ohne Beeinträchtigung. Dies ist wichtig für das Leben und die soziale Eingliederung – deshalb sind die meisten in ein soziales Netz von Arbeit, Eltern, Familie, Freunden, Vereinen, usw. eingebunden. Innerhalb der eigenen Umwelt geben auch Familienmitglieder und Freunde Halt und Unterstützung, beispielsweise sich von unterschiedlichsten Barrieren nicht entmutigen zu lassen. Die Beziehung zur Familie spielt eine wichtige Rolle. Die Bindung zwischen Eltern und ihrem Kind mit Beeinträchtigung ist oft sehr eng, sei es aufgrund der bisher gemeinsam gemachten Erlebnisse oder weil sie die besonderen Bedürfnisse ihres Kindes sehr beansprucht haben.

Aber auch die sog. „Mitwelt“ tritt zum Vorschein: Einer interviewten Person wurde ein Sachwalter zur Verwaltung der Finanzen zugeteilt – die Charaktere dieser Welt werden deutlich: es besteht kaum Kontakt, aus diesem Grund wird die genannte Person kaum wahrgenommen und nimmt auch keinen weiteren essentiellen Platz im Leben der betroffenen Person ein.

Arbeit nimmt für alle interviewten Personen einen wichtigen Stellenwert im Leben ein. Des Weiteren ist Arbeit für die interviewten Personen eine sinnvolle tagesstrukturierende Maßnahme – sie können ihre Talente einbringen und sich im Idealfall selbst verwirklichen. Der Arbeitsalltag der interviewten Personen ist stets gut strukturiert, die Tätigkeiten sind vorgegeben und verändern sich kaum. In der Arbeit erfahren Menschen gesellschaftliche Anerkennung und verdienen zudem ihr eigenes Geld.

Jeder Mensch braucht eine Tagesstruktur: Sie bietet sowohl Sicherheit als auch eine Orientierungshilfe sowie emotionale Stabilität hinsichtlich der Lebensgestaltung. Ferner ermöglicht sie neben anderen Faktoren auch eine Verbesserung des Identitätsbewusstseins.

Durch einen gut strukturierten Tagesplan soll die individuelle Leistungsfähigkeit von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung gefördert und praktische Kenntnisse und Fähigkeiten hinsichtlich der Möglichkeit zur Gesellschaftsteilhabe vermittelt werden.

Die Wichtigkeit der sozialen Aufschichtung der alltäglichen Lebenswelt von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung soll betont werden, in der die erläuterten Du-Beziehungen und Wir-Beziehungen eine bedeutende Rolle einnehmen. Ein wichtiges Thema im Leben der interviewten Personen sind Bezugspersonen wie auch Freundschaften. Freunde zu haben bzw. freundschaftliche Verhältnisse zu pflegen, bedeutet Zufriedenheit und Geborgenheit. Auch am Arbeitsplatz ist den meisten Interviewpartnern ein freundschaftlicher Umgang mit den Arbeitskollegen wichtig. Dabei handelt es sich um sog. Wir-Beziehungen, da ein Gespräch auf unmittelbarem wechselseitigem Handeln beruht, aber es gibt auch richtige oder falsche Du-Beziehungen. Im Arbeitsleben der interviewten Personen entstanden bzw. bestehen sog. „face-to-face“ Beziehungen, weswegen von einer Konstitution des Ich in einer intersubjektiven Erfahrung gesprochen werden kann, wodurch auch eine Spiegelung im Anderen während einer Wir-Beziehung stattfindet.

Am Arbeitsplatz sind in den Interviews verschiedene Themen relevant, so auch die individuellen Tätigkeitsbereiche. Um bestimmte Arbeiten im Job durchführen zu können, muss der Umgang mit diversen Geräten und Hilfsmitteln erlernt werden. Demnach beeinflussen sie nach Alfred Schütz nicht nur die **Motivationsrelevanzen** (infolge von „Um-zu“- und „Weil“-Motiven, sprich, warum die Aufmerksamkeit in eine bestimmte Richtung gelenkt wird), welche die Persönlichkeitsstruktur des Individuums bilden. Als **Um-zu-Motive** beschreibt Schütz alles, was auf die Zukunft gerichtet ist. Um ein bestimmtes Ziel zu erreichen, muss man verschiedene Handlungen durchführen und diverse Aspekte beachten.

Dies zeigt sich innerhalb der Interviews insbesondere anhand von Lebensplänen als auch durch Arbeits- und Terminplänen. „Um-zu“-Motive beziehen sich auf den Grund, der eine bestimmte Handlung bewirkt. Dabei wird Handeln mit speziellen Absichten und Plänen verbunden. Die Motivationsrelevanz kann also durchaus von kurzfristigen Zielen als auch von langfristigen Lebensentwürfen bestimmt sein.

Andererseits wird jede Einstellung einer Sache gegenüber durch biografische Erfahrungen und Zusammenhänge geprägt. Hier spricht Schütz von einem **Weil-Motiv**. Der Mensch mit intellektueller Beeinträchtigung hat bezüglich einer Sache eine bestimmte Einstellung, weil es jene Erfahrung in ähnlichen Situationen gemacht hat, also ein Erlebnis in der Vergangenheit, der Lebensgeschichte, die eben zur Herausbildung bestimmter Persönlichkeitsmerkmale oder Verhaltensgewohnheiten, wie bevorzugter Maxime, Geschmäcker, Vorlieben und Interessen, geführt hat.

Bei der Ausführung einer alltäglichen Tätigkeit besitzt diese Tatsache ebenso eine **motivierter thematischer Relevanz**, da sich der Arbeitnehmer freiwillig mit einem Sinnbereich in seinem (Arbeits)leben beschäftigt, da er eben um diese Sinnbereiche aufgrund typischer Gegenstände, Gewohnheiten, Rituale und Handlungen weiß. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 263)

Ist es nun jedoch so, dass zum Beispiel im Zuge der laufenden technischen Modernisierungen ein neues Gerät zur Ausübung einer Tätigkeit erlernt werden muss, so tritt quasi ein neues Thema ins Bewusstsein und es wird somit zu einem **aufgelegten Themenwechsel** bzw. kommt es zu einer unmotivierten Zuwendung zum Thema. Dadurch ergibt sich ein Auslegungsproblem. Wenn das Thema nun in den thematischen Kern des Bewusstseins tritt, wird es interpretiert, also auf Vertrautheit und Bestimmtheit hin untersucht.

Dabei kommt es aufgrund bekannter und typischer Merkmale zur sofortigen Deckung mit einem existenten Wissensselement. Alfred Schütz bezeichnet diesen Zustand als **auferlegte Interpretationsrelevanz**. Das Individuum erinnert sich, wodurch es Zusammenhänge herstellen kann, diese schließlich interpretieren und sich somit mit der Situation auseinandersetzen. Dabei ist zur Bewältigung der Situation besonders wichtig, den Wissensvorrat abrufen zu können, um sich passend vorzubereiten und reagieren zu können. Dieser Vorgang verläuft automatisch und routinemäßig. (vgl. Schütz, Luckmann 2003, S. 273).

Wird ein Thema bzw. eine neue Situation jedoch zum Problem, weil es mit den vorhandenen Wissensselementen nicht in Deckung gebracht werden kann, muss es erst schrittweise ausgelegt werden. Dabei spricht man von einer **motivierten Interpretationsrelevanz**.

Diese Ausführungen zeigten, dass sich beinahe jede Situation im alltäglichen Leben nach den Konzepten von Alfred Schütz zerlegen und analysieren lässt. Anhand der gewählten Beispiele wird noch einmal deutlich, dass die in Kapitel vier dargestellten Entwürfe der natürlichen Einstellung, intersubjektiven Lebenswelt, räumlichen/zeitlichen/sozialen Aufschichtung der alltäglichen Lebenswelt, Wissensstrukturen und individuellen Relevanzsystemen in jeder Situation miteinander einhergehen und sich aufeinander beziehen.

4. ZUSAMMENFASSUNG UND AUSBLICK

Die vorliegende Arbeit versucht die Lebenswelt von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung, welche das Arbeitsleben beinhaltet, anhand der Konzepte von Alfred Schütz ein Stück weit transparenter und fassbarer zu machen. Dafür mussten zu Beginn für das Forschungsthema und die Forschungsfrage relevante theoretische Begriffe wie intellektuelle Beeinträchtigung, Partizipation und Arbeit im Allgemeinen gefunden und erläutert werden. Es kristallisierte sich heraus, dass es aufgrund einer Vielzahl von unterschiedlichen Begriffsbestimmungen keine allgemein gültige Definition hierzu gibt und diese auch meist von aktuellen gesellschaftlichen Werten und Normen abhängig sind. Des Weiteren wurden die Konzepte nach Alfred Schütz, zusammengefasst von Thomas Luckmann (2003), erläutert, wobei der Zusammenhang innerhalb der alltäglichen Lebenswelt, welche in der natürlichen Einstellung von Erwachsenen erlebt und gestaltet werden kann, zwischen der räumlichen, zeitlichen und sozialen Aufschichtung, der Wissensstruktur und der Relevanzstrukturen deutlich wurde.

Darauf aufbauend wurden diese Konzepte in einem weiteren Kapitel mit den bereits im Vorhinein durchgeführten Interviews in Verbindung gebracht und auf sozialphänomenologischer Grundlage, ganz im Sinne Schütz', dargestellt. Da im Rahmen des Forschungsprojektes, in welchem diese Diplomarbeit verfasst wurde, aber auch in der Arbeit selbst, die subjektive Wahrnehmung von Teilhabe am Arbeitsleben von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung einen großen Stellenwert einnimmt, wurde Bezug auf eine phänomenologisch fundierte Soziologie genommen, da sie die soziale Welt eines Individuums stets aus der Perspektive des Handelnden selbst versteht. Dabei stehen das individuelle Handeln bzw. individuelle Handlungen im Vordergrund, die auf Handlungsentwürfen basieren, welche dem Handelnden hinsichtlich seiner Motive, Ziele usw. vorab nicht immer vollkommen klar sein müssen. Die einzige Gemeinsamkeit bildet das Wissen.

Obwohl Alfred Schütz mangelnde Präzision in der Analyse einzelner Aspekte sozialen Handelns nachgesagt wird, so zeigt die gewählte Literatur „Strukturen der Lebenswelt“ (2003) genaue Zusammenhänge im alltäglichen Handeln und in der Wahrnehmung der Umwelt, welche in sich stimmig und kaum zu widerlegen sind. Ein Beleg hierfür ist die Analyse des Arbeitslebens von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung.

Eine große Herausforderung stellte die Tatsache dar, dass er in seinem Lebenswerk keinen Bezug zu Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung herstellte, da er sowohl Kinder als auch Menschen mit Beeinträchtigung aus seinen Arbeiten ausschloss und sich nur auf „*hellwache Erwachsene*“ beschränkte (Grathoff 1995, S. 240), was eindeutig als Kritikpunkt anzuführen ist. Im Laufe dieser Abhandlung wird deutlich, dass bei Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung zwar die Gewichtung der einzelnen Elemente des Wissens und der Relevanzen anders gelagert und ausgeprägt sind als bei Menschen ohne Beeinträchtigung, jedoch wurde ebenso deutlich, dass sich die Lebens- und Arbeitswelt von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung durchaus auch anhand seiner Konzepte der Wissens- und Relevanzstrukturen bestens analysieren lassen. Allerdings bedarf es sicherlich noch weiterer detaillierterer Ausführungen im Bereich intellektueller Beeinträchtigung, da das Gebiet in dieser Hinsicht noch relativ unerforscht ist.

Die Gestaltung der eigenen Lebenswelt, zu der auch die Arbeitswelt zählt, ist besonders für Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung für die individuelle Lebensqualität und das Wohlbefinden äußerst wichtig. Das Erstellen von Analysen der Lebenswelten, den dazugehörigen Konzepten um die Wissens- und Relevanzstrukturen und deren Auswertung könnten von großer Bedeutung für Entscheidungen bei der Wahl künftiger heil- und integrativpädagogischer Konzepte und der konkreten Gestaltung der Lebensräume sein.

LITERATUR

ABELS, Heinz (2007⁴): Interaktion, Identität, Präsentation: Kleine Einführung in interpretative Theorien der Soziologie. Alfred Schütz und die Grundlegung der phänomenologischen Soziologie. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

ARBEIT UND BEHINDERUNG (2012): Online
[<http://www.arbeitundbehinderung.at/de/arbeitsmarkt/arbeitsmarktdaten/gesamt-arbeitslosigkeit.php>] download 03.01.2012. Wien.

BECK, Iris (2008): Teilhabe gestalten – Bedeutung und Dimension der Umsetzung. In: Verband der Blinden- und Sehbehindertenpädagogen und Pädagoginnen e. V. (Hrsg.): Teilhabe gestalten. Kongressbericht. XXXIV. Kongress vom 14.-18. Juli 2008 in Hannover. Edition Bentheim: Würzburg 2009, S. 209-217 (Ergänzungsband).

BERGER, Peter L. u. Luckmann, Thomas (2009²⁴): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie. Frankfurt am Main: Fischer.

BERGSON, Henri (1991): Materie und Gedächtnis. Eine Abhandlung über die Beziehung zwischen Körper und Geist. Hamburg: Meiner.

BIEKER, Rudolf (2005b): Individuelle Funktionen und Potentiale der Arbeitsintegration. In: Bieker, Rudolf (Hrsg.): Teilhabe am Arbeitsleben. Wege der beruflichen Integration von Menschen mit Behinderung. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer.

BIEWER, Gottfried (2009): Grundlagen der Heilpädagogik und Inklusiven Pädagogik. Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt.

BIEWER, Gottfried u. FASCHING, Helga u. KOENIG, Oliver (2009): Teilhabe von Menschen mit einer intellektuellen Beeinträchtigung an Bildung, Arbeit und Forschung. In: SWS-Rundschau (49. Jg.) Heft 3. Wien. S. 391–403.

BROICH, Reinhard Peter (2001): Integration gescheitert? Ein abgebrochener Schulversuch – Analyse, Reflexion, Schlussfolgerungen und Postulate. Rieden: Julius Klinkhardt.

BÜHL, Walter L. (2002): Phänomenologische Soziologie. Ein kritischer Überblick. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft mbH.

BUHR, Manfred u. KLAUS, Georg (1970): Philosophisches Wörterbuch. Band 2, Berlin: VEB Bibliograph. Institut.

BUNDESMINISTERIUM FÜR ARBEIT, SOZIALES UND KONSUMENTENSCHUTZ (BMASK) (2004): Richtlinien. Integrative Betriebe. Online
[http://www.bmask.gv.at/cms/site/attachments/2/8/8/CH0292/CMS1220346918410/rl_integrative_betriebe.pdf] download 27.11.2011.

BUNDESMINISTERIUM FÜR ARBEIT, SOZIALES UND KONSUMENTENSCHUTZ (BMASK) (2008): Behindertenbericht 2008. Bericht der Bundesregierung über die Lage von Menschen mit Behinderung in Österreich. Wien: BMASK.

BUNDESMINISTERIUM FÜR ARBEIT, SOZIALES UND KONSUMENTENSCHUTZ (BMASK) (2008): UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderung. Online
[<http://www.bmask.gv.at/cms/site/liste.html?channel=CH1027>] download 26.11.2011.

BUNDESMINISTERIUM FÜR ARBEIT, SOZIALES UND KONSUMENTENSCHUTZ (BMASK) (2008): Konventionstext 2008. Übereinkommen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen. Online [http://www.bmask.gv.at/cms/site/attachments/8/7/3/CH1027/CMS1283153806742/konv_txt_dt_bgbl.pdf] download 26.11.2011.

BUNDESMINISTERIUM FÜR ARBEIT, SOZIALES UND KONSUMENTENSCHUTZ (BMASK) (2009²): Die Einstellung machts. Tipps und Informationen für Unternehmen zum Behindertengleichstellungspaket. Wien: Wirtschaftskammer Österreich.

BUNDESVEREINIGUNG LEBENSHILFE FÜR MENSCHEN MIT GEISTIGER BEHINDERUNG E. V. (2008): Beitrag von Prof. Dr. Martin Th. Hahn: Selbstbestimmung – das Thema der 90er Jahre. Online [http://www.lebenshilfe.de/50_jahre_lebenshilfe/1990er/downloads/90Selbstbestimmung_doc.pdf] download 12.04.2011. Marburg.

CHANCENGLEICHHEITSGESETZ (2010): Landesgesetzblatt für Wien. Online [<http://www.wien.gv.at/recht/landesrecht-wien/landesgesetzblatt/jahrgang/2010/pdf/lg2010045.pdf>] download 24.11.2011. Wien.

DEUTSCHES INSTITUT FÜR MEDIZINISCHE DOKUMENTATION UND INFORMATION. WHO Kooperationszentrum für das System Internationaler Klassifikation (DIMDI) (Hrsg.) (2005): ICF. Internationale Klassifikation der Funktionsfähigkeit, Behinderung und Gesundheit. Online [[http://www.dimdi.de/dynamic/de/klassi/downloadcenter/icf/endfassung/icf_endfassung-2005-10-01.pdf?action=Ich akzeptiere](http://www.dimdi.de/dynamic/de/klassi/downloadcenter/icf/endfassung/icf_endfassung-2005-10-01.pdf?action=Ich%20akzeptiere)] download 25.11.2011.

DOOSE, Stefan (2007): Unterstützte Beschäftigung: Berufliche Integration auf lange Sicht: Theorie, Methodik und Nachhaltigkeit der Unterstützung von Menschen mit Lernschwierigkeiten durch Integrationsfachdienste und Werkstätten für behinderte Menschen auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt. Marburg: Lebenshilfeverlag.

DORTMUNDER ERKLÄRUNG (20.09.2003). In: Wacker, Elisabeth u. Bosse, Ingo u. Dittrich, Thorsten u.a. (Hrsg.) (2005): Teilhabe. Wir wollen mehr als nur dabei sein. Marburg: Lebenshilfe-Verlag. S. 9f.

DUDEN (2012): Relevanz. [<http://www.duden.de/rechtschreibung/Relevanz>] download 02.01.2012.

DUDEN (2012): Partizipation. Online [<http://www.duden.de/suchen/dudenonline/partizipieren>] download 06.01.2012.

EBERLE, Thomas L. (2010): Phänomenologische Lebensweltanalyse und sozialwissenschaftliche Methodologie. In: Staudigl, Michael (Hrsg.): Alfred Schütz und die Hermeneutik. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft mbH.

FASCHING, Helga u. MURSEC, Diana (2010): Die Übergangs-, Unterstützungs- und Beschäftigungssituation von Menschen mit einer intellektuellen Beeinträchtigung in Österreich. Schulische Ausgangssituation und Übergang in Ausbildung und Beruf in Österreich. Dokumentation der bundesweiten Befragung der Bezirksschulinspektor/innen und Eltern. Teil 1.

FORNEFELD, Barbara (2000): Einführung in die Geistigbehindertenpädagogik. München, Basel: Ernst Reinhardt.

FONDS ZUR FÖRDERUNG DER WISSENSCHAFTLICHEN FORSCHUNG (FWF) (2011): FWF Der Wissenschaftsfonds. Wien. Online [<http://www.fwf.ac.at/>] download 12.04.2011. Wien.

GRATHOFF, Richard (1995): Milieu und Lebenswelt. Einführung in die phänomenologische Soziologie und die sozial-phänomenologische Forschung. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

HINZ, Andreas u. BOBAN, Ines (2001): Integrative Berufsvorbereitung: Unterstütztes Arbeitstraining für Menschen mit Behinderung. Berlin: Hermann Luchterhand Verlag GmbH.

HOLLENWEGER, Judith (2006): Der Beitrag der Weltgesundheitsorganisation zur Klärung konzeptueller Grundlagen einer inklusiven Pädagogik. In: Dederich, Markus; Greving, Heinrich; Mürner, Christian u.a. (Hrsg.): Inklusion statt Integration? Heilpädagogik als Kulturtechnik. Gießen: Psychosozial-Verlag.

KNIEL, Adrian u. WINDISCH, Matthias (2005): People First. Selbsthilfegruppen von und für Menschen mit geistiger Behinderung. Reinhardt Verlag. München.

LEBENSHILFE WIEN (2011): Arbeit: Integrative Berufsausbildung - integrative Betriebe. Online [<http://www.lebenshilfe-wien.at/Arbeit-Integrative-Berufsausb.327.0.html>] download 26.12.2011. Wien.

KOENIG, Oliver u. PINETZ, Petra (2009b) Das Recht auf Arbeit und Beschäftigung von Menschen mit Behinderung in Österreich. In: Behinderte Menschen, Nr. 1, 33–49.

LINDMEIER, Christian (2006): Berufliche Bildung und Teilhabe geistig behinderter Menschen am Arbeitsleben. In: Wüllenweber, Ernst; Theunissen, Georg; Mühl, Heinz (Hrsg.): Pädagogik bei geistigen Behinderungen. Ein Handbuch für Studium und Praxis. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer. S. 394-407.

NICKEL, Sven (1999): Gesellschaftliche Einstellungen zu Menschen mit Behinderung und deren Widerspiegelung in der Kinder und Jugendliteratur. Online [<http://www.deutschdidaktik-primar.uni-bremen.de/Nickel-GesellschaftlicheEinstellungen.PDF>] download 27.11.2011.

NIEHOFF, Ulrich (2007): Partizipation. In: Theunissen, Georg; Kulig, Wolfram; Schirbort, Kerstin (Hrsg.): Handlexikon Geistige Behinderung. Schlüsselbegriffe aus der Heil- und Sonderpädagogik, Sozialen Arbeit, Medizin, Psychologie, Soziologie und Sozialpolitik. Stuttgart: Verlag W. Kohlhammer. S. 249f.

Österreichische Arbeitsgemeinschaft für Rehabilitation (ÖAR). Dachorganisation der Behindertenverbände Österreichs (2010): Stellungnahme zum Chancengleichheitsgesetz Wien. Online [[http://www.oear.or.at/ihr-recht/stellungnahmen/stellungnahmen-2009/Stellungnahme%20CGW%20\(2\).doc/view](http://www.oear.or.at/ihr-recht/stellungnahmen/stellungnahmen-2009/Stellungnahme%20CGW%20(2).doc/view)] download 27.11.2011.

REICHERTZ, Jo (2009): Kommunikationsmacht. Was ist Kommunikation und was vermag sie. Und weshalb vermag sie das. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

SCHARTMANN, Dieter (1999): Persönlichkeitsfördernde Arbeitsgestaltung mit geistig behinderten Menschen. Münster: LIT.

SCHUBERT, Hans-Joachim (1996): Arbeitsgestaltung für behinderte Menschen. In: Zwieler, Eduard: Handbuch Integration und Ausgrenzung. Behinderte Menschen in der Gesellschaft. Neuwied, Kriftel, Berlin: Luchterhand.

SCHÜTZ, Alfred (1954): Concept and Theory Formation in the Social Sciences. In: The Journal of Philosophy 51 (9). S. 257 – 273.

SCHÜTZ, Alfred (1971): Das Problem der Relevanz. Frankfurt a. Main: Suhrkamp Verlag.

SCHÜTZ, Alfred (2004): Relevanz und Handeln 1. Zur Phänomenologie des Alltagswissens. In: Alfred Schütz Werkausgabe. Band VI.1. List, Elisabeth (Hrsg.). Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft mbH.

SCHÜTZ, Alfred, LUCKMANN, Thomas (2003): Strukturen der Lebenswelt. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft mbH.

SEYFRIED, Erwin (1990): Neue Wege zur beruflichen Integration Behinderter. Europäische Modelle teilgeschützter Beschäftigung und ihre Bedeutung für die Rehabilitationspsychologie. Heidelberg: Schindele.

THEUNISSEN, Georg (2005³): Wege aus der Hospitalisierung. Empowerment in der Arbeit mit schwerstbehinderten Menschen. Bonn: Psychiatrie-Verlag.

THEUNISSEN, Georg (2007^{3b}): Leben, Arbeiten und Wohnen. In: Bundschuh, Konrad; Heimlich, Ulrich; Krawitz, Rudi: Wörterbuch Heilpädagogik. Bad Heilbrunn: Verlag Julius Klinkhardt. 172f.

THEUNISSEN, Georg (2009²): Empowerment und Inklusion behinderter Menschen. Eine Einführung in Heilpädagogik und Soziale Arbeit. Freiburg im Breisgau: Lambertus.

WANSING, Gudrun (2006): Teilhabe an der Gesellschaft. Menschen mit Behinderungen zwischen Inklusion und Exklusion. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

WACKER, Elisabeth u. BOSSE, Ingo u. DITTRICH, Thorsten u.a. (Hrsg.) (2005): Teilhabe. Wir wollen mehr als nur dabei sein. Marburg: Lebenshilfe-Verlag.

WEBER, Germain (1997): Intellektuelle Behinderung. Grundlagen, klinischpsychologische Diagnostik und Therapie im Erwachsenenalter. Wien: WUV Universitätsverlag.

WEBER, Max (2002⁵): Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der Verstehenden Soziologie, Tübingen: Mohr.

WHO (2001): International Classification of Functioning, Disability and Health (ICF). Online [<http://apps.who.int/classifications/icfbrowser/>] download 24.11.2011.

ZAHAVI, Dan (2007): Phänomenologie für Einsteiger. Paderborn: Wilhelm Fink GmbH & Co Verlags-KG.

ZAHAVI, Dan (2009): Husserls Phänomenologie. Tübingen: Mohr Siebeck.

ANHANG

Im Folgenden werden nur die für die vorliegende Diplomarbeit relevanten Interview-Ausschnitte (das Arbeitsleben betreffend) angeführt.

Name der Interviewperson: M.

Nummer der Interviewperson: (IP)1

Nummer des Interviews: 1

Datum des Interviews: 01.12.2008

Dauer des Interviews: 56:09

I: Heute, ahm // Also, wie ich vorhin gsagt hab, gehts heute um deine Lebensgeschichte. Könntest du mir, einfach mal alle wichtigen Ereignisse erzählen, die dir in deinem Leben so passiert sind, also dass du einfach mal anfängst zu erzählen, wie dein Leben so gelaufen ist bisher. >Geschirrklinken im Hintergrund<

IP1: Naja, jetz bin i scho ziemlich lang in der Firma / und seit i da anfangen hab, ah, bin i dann halt in die Tischlerei kumman äh gangan, weil weil i sehr gern dort was tua und ja, und ja, und hülff gern, denan andern Leuten, die Klienten halt so, geh mit ihnen halt einkaufen >Geschirrklinken< oder holt so Sachen besorgen, wenns was brauchen und ja und bin a wirklich ziemlich // sehr vü unterwegs und besorg a de de Monatsmarken und so hoit, und oder wenn irgendwas anders in der Betreuung was braucht zu besorgen zum holen und so, des, da bin i a der einzige, der des macht, und weil i mi überall hoit auskenn und besorg des hoit und / dann besorg icks gleich in der Früh oder wenns erst nach der Orbeit sein muass is, hoi is hoit noch der Orbeit und dann bring icks hoit die Sochen am nächsten Tog die Sachen donn hoit mit in die Firma, ja und des ist und es gfoit mir sehr guat do und hob überhaupt keine Probleme mit die Leit.

I: Mhm

IP1: und da gehts ma sehr guat, da hob i überhaupt keine Probleme.

I: Mhm

[...]

IP1: Wenn i irgendwas brauch, dann brauchts i nur meiner Mutter sogn und und wir gengans besorgen, wenn ma, wenn i irgendwas brauch, so Sochn oder so und jo. Und bin dann ah no, bin donn ind Schui gongan, (schnieft) in in H(O) auf den (*unverst. 2 Sek.*) dort obnan, äh bin donn dort 10 Joa in die Schui gongan.

I: Weißt du noch, was für eine Schule das war?

IP1: Äh, das war eine a Sonderschule.

I: Aha

IP1: Bin do hoit 10 Joa durt gwesen in der Schui und bin a durt und hob durt a immer gwohnt und woa do immer zum Wochenende zhaus, immer

I: Mhm

IP1: Und ja, und nach die, / dann woit i hoit die Schui noch fertig mochen wollen, ober die hob i dann leider net fertig, fertig machen dirfen von von extra vom Orbeitsamt aus hab is net mochen dirfen, die hobn gsagt, i soi no des 10. Schuljohr no fertig mochen und donn soi i ma an Beruf suachen.

I: Mhm

IP1: Aber donn hab i a zu denen gsagt, es ist ah net so leicht irgendwas, zu finden, weils und do also a Möglichkeit wäre gwesen, do hätt i noch A(O) fohren kennan

I: Was wär das gewesen in A(O)?

IP1: Na, i hätt durt a Berufsschui mochen kenan, zan richtigen Ausbildung, za aner Tischlerei, zan richtigen. Aber des het i des durt a net glei mochen kennan, da hätt i vurher no a Schui no mochn miassn durt und hätt oba dann durt / wohnan miassn und hätt durt // äh hätt i dann durt, des wär donn so a Wohngemeinschaft oder irgend so a WG wär des dann hätt i, woa i duat gwesen, oba do hob i gsogt, na des mog i überhaupt net, weil es, i hob dann gsogt, i bin in dem Heim gwesen, do woas i wie des is in ana WG und i hob dann gsogt, i wü donn irgendwas anders machen, wo i wirklich mit Menschen wos mochen kann, wo i wirklich mit Menschen wos mochn konn und äh, da hobns dann gsagt, die zweite Möglichkeit wär donn do beim A., bei der Firma donn do und, ja, donn hob i gsogt, dann schau i ma de on, bin i mit mei Mutter do her gonga.

I: Weißt du, wie alt du da warst?

IP1: Äh, da woa i 18.

I: Ok.

IP1: Und, hob ma de donn angeschaut und naja, wie i ma des ongschaut hob, hot ma des glei, glei am Anfang glei do gfoin, wei wei des net weit von zhaus entfernt is für mi und do, do konn ma a glei noch der Orbeit a glei heim konn is.

I: Mhm

IP1: Is des für mi angenehmer und, ja, wie i dann zhaus woa, hob i dann glei am nächsten Tog do donn glei di anfangen kenna mit orbeith und ja, und da hob i donn gsogt, da bleib i und, und orbeit do und

[...]

I: Hm. Und in der Schulzeit, du hast erzählt, das war so was wie ein Internat, gell?

IP1: Ja.

I: Und da warst du unter der Woche dort und am Wochenende zu Hause, kannst du von deiner Schulzeit noch etwas erzählen?

IP1: Ähm, / Jo na, i hob durt dann wirklich sehr vü glernt und hob bin donn und bin dann und hab dann immer im neuchen Schuljahr dann immer in die nächste Klass aufgestiegen immer und hob immer hoit immer verschiedenen Lehrer ghabt oder Lehrerinnen hoit ghobt und und do do hob i dann wirklich sehr vü glernt durt mit die Lehrer und so und a donn bin, ja und bin donn immer privat a no immer ind Schui gongan, dos is weiter so lern, doss i des hoit net so vergiss, weil, wie gsagt, wenn i donn mit der Schui fertig bin wü i a no privat lernen, lernen irgendwo privat des mochn und hob donn privat an Lehrer ghabt dann, da bin i donn immer jeden Dienstag dann dort hingegangen zu ihm gongan zhaus und do hobn ma hoit immer so glernt, weiter grechnet und schreiben und des ois, doss i des hoit ois net so vergiss und...

I: Hm, das war auch schon, schon wie du in der Firma warst?

IP1: Wie in donn do woa, hob i gsagt, ja dann wü i unbedingt an, wieder weiter lernen und dass i des net so vergiss, weil wenn ma dann long aus der Schui is, dann vergisst ma des jo ois wieda

I: Mhm

IP1: Und wie gsagt i wü des überhaupt net vergessen und tät des gern wieda wiederholen und wieda mochn.

I: Hm. Und bist du da bis heute, oder?

IP1: Na, jetzt moch í's nimma, wei jetzt is jetz is der Lehrer, er woa in zhaus, aber jetzt hot er wieda a jetzt ist er wieder in der Schui und hot und ist jetzt Lehrer wieder und seit er wieder Lehrer is, do is des donn nimma hoit so gongan.

I: Hm

IP1: Und, aber wie er net so dies woa, do hob i donn wirkli mit eahm glernt und hob donn a den Führerschein fürs Moped gmocht bei eahm.

I: Mhm

IP1: Hob glernt und und do woi i und er woa wirklich sehr nett und hot wirklich Zeit für mich ghobt und do san ma wirklich stundenlang gessn und hobn des wirklich ois gmocht und a glernt und wie es so dann a wirklich so dann a wirklich donn kann.

I: Hm./ Das heißt, das Lernen ist und war dir wichtig.

IP1: Ja, des Lernen war ma schon wichtig, weil wenn i jetzt dann irgendwo hin muass auf a, irgend a einkaufen alla, da muss u donn muas i a wissen, wiewü i ausgieb, wie vü i ausgeben kann und wiewü des donn ois kost und des hob i ois ba dem Lehrer hoit ois so glernt, doss i donn a wirklich mit Göld a umgehen kann und und des woa wirklich für mi angenehm und a supa woas für mi.

[...]

I: Mhm, mhm. Und wie schauts heute aus mit Freundschaften, mit Freunden?

IP1: Ah, Freunde hab i jetzt a no a, a ganze Menge do und, aber die orbatn jetzt selber olle und do hobn jetzt hoit überhaupt ka Zeit, jetzt mehr mitanander irgendwie zu reden, ob wenn irgend wo is, donn kann ma si gegenseitig onruafen oder ob er Zeit hot, dass ma sie irgendwo treffen und donn hoit irgenwo pla reden und plaudern tuan, aber jetzt muas i sogn.

[...]

I: Hm, schön. // Du M., ähm, du möchtest ja, glaub ich, oder bist dabei, eine Zukunftsplanung anzufangen.

IP1: Äh, ja, i hob jetzt scho anfangen mit der Zukunftsplanung

I: Ähm.

IP1: Und ja, und hob do do woa i jetzt scho beim A(Pm), des is mei, mei Zukunftsberater, der unterstützt mi do, da woa i scho durt in in dem Zentrum

I: Hm, hm

IP1: Und do hobn ma scho bissl ah jetzt san wir grad dabei, scho die Einladungen zu machen

I: Hm. Für den Unterstützungskreis

IP1: Genau.

I: Hm

IP1: Und do hobn ma jetzt a scho an Termin gmacht, wann wir des machen wolln und do hob i gsogt, wir mochen des erst noch Weihnachten erst, weil i hob jetzt gsogt, vor Weihnachten war des a bissl zu stressig, weil für die Leit, weil do gengan jetzt scho die meisten jetzt die Geschenke kaufen und so und do wär des stressig. Hab i gsagt: Für mi wärs dann besser noch Weihnachten, weil do is des donn ois vorbei und do hot ma donn a mehr Zeit und do woa i dann durt bei dem Zentrum und ah im Büro bei eahm und do hot er mi donn gfragt, ob i ah mit Computer irgend wos moch. Und do hob i gsogt, schreib i nie am Computer, weil i kenn mi do bei Computern do net so aus, wie ma des mocht und er hot gsogt, es ist gonz leicht ein Computer und hob und donn hob i

schon amoi auf sein Computer auf sein Laptop, den er durt hot, moi probiert

I: Hm

IP1: Und do hobn ma a scho bissl drinnen, hot er a scho bissl drinnen was steh und do hob i gsogt, wenn i a am Computer was schreib, es könnte a boa Fehler drinnen sein, weil wenn i so net so am Computer umgehen konn.

I: Und was habt's ihr gmacht? Dann ist es...

IP1: Ähm, wir hobn amoi überlegt, wie ma des schreibt.

I: Die Einladungen.

IP1: Die Einladungen, wei ma des mocht. Und...

I: Dann habts ihr die gemeinsam geschrieben am Computer.

IP1: Ja, wir haben jetzt amoi anfangen amoi, i man fertig san ma no net, weil i muass jetzt erst schauen, doss i irgendwo an Raum kriag, dass ma sie durt treffen donn und mit de Leute und so, die was donn kumman und i man, i hätt an Raum scho, ah, des wär dann im D(O), wo wir jetzt wohnen, es is von C. a so a Kaffeehaus is des durt, die vermieten an Raum und jetzt woa i amoi durt, vorigen Mittwoch woa i durt und hob gfrogt, ob i amoi diesen Raum, obs den Raum, ob ma den benützen können durt. Man könnte ihn, aber i muass erst obwoaten, wie, sie müssen erst mit der Chefin erst durt redn, weil wenss des vermieten, verlangens ja a was und und do hobns mi dann gfrogt, wieviel Leute kamaten da. Da hob i gsogt, naja insgesamt wärma acht Leit, die kammaten.

I:Hm. Und wen hättest du eingeladen?

IP1: Do wär donn mei Mutter dabei, donn die B(Pw) und die C(Pw)

I:Ähm...

IP1: Donn meine zwei Trainer vom Tennisverein und / ja unser Nachboa, donn mei Oma, des woas i no net, ob mei Oma kummt, weil do muass i erst mei Oma erst frogn und jo und do muass erst amoi abworten, was die Chefin erst durt sogt, ob ma den benützen kennan, weil die verlongang für, für jede Person, die hoit da kummt, hoit so zwölf Euro hoit, oba da muass i erst abworten ob des wirklich zwölf Euro san oder hoit nur zwei Euro san, weil sie wissens selber nu net, oba bis jetzt, bis jetzt hob i no kan Bescheid no net kriagt, von denan, da weiß i ah no net, wie des is und wenss wenss nicht geht mit dem Raum, donn gibts die zweite Möglichkeit, doss i donn des mocht donn ober ah mei Mutter, do kennts ah wen, ah ah a Bekannte von ihr, de hot a Lokal über nommen, gon neich, komplett

I: Da könntets ihr das auch machen.

IP1: Da könnt ma das auch machen, weil da hätt ma ah an Raum, an eigenen, privat und so, dass uns da niemand stert und so.

I: Hm

IP1: Do muass i ah no obwoarten, ob ma den benützen, wenn jo, donn muass i ihn eh donn anrufen, donn sogn, jetzt hätt ma do an Raum, donn moch ma uns no moi an Termin aus, wonn ma sie no amoi treffen und donn schreib ma komplett die gonzn Einladungen.

I: Du, und was würdest du denn gern verändern wollen mit der Zukunftsplanung oder was ist da dein Thema?

IP1: Äh, wos i so verändern wü, des wär mein Traum is, dos i trotzdem no in der Firma bleib, oba doss i hoit nur zwischendurch mit irgendwo mit so a so ane aushelfen kann bei, doss i hoit Wohngemeinschaften irgendwo Leit hölfen tua, die hoit jetzt irgendwo hinfoan miassen zu Ärzte foan miassen oder so, doss i hoit mit denen, dann wo hoit die Betreuer hoit ka Zeit hobn, doss i mit denen des des unternimm oder wenn des hoit net geht.

I: Und wie kommst du auf die Idee?

IP1: Naja, weil i jo sehr vü mit Leit orbeit und und i kann mit Leit umgehen, weil weil weil des scho anders (?) gmocht hob, weil i do scho ziemlich long in der Firma bin und i hob do wirklich, kann ma sogen, seit i do bin, hob i jede Werkstott, die dos do woa wirklich ausprobiert und do hob i wirklich, wirklich sehr (Stimmen im Hintergrund)sehr täglich in der Fruah bis holb vier oder bis obends die Leit immer auffi gschoben über die Rampen obigschoben, bin mit ihnan einkaufen gangen und ois ah mit denen besorgen gangen, wenns was braucht haben, des hab allweil ois i ois gmocht.

I: Hm

IP1: Und des woa für mi angenehmer, weil weil i ja so tua wirklich, und do hob i donn ah zu meiner Mutter gsagt, i wü gern wieder mit Leit wos unternehmen und ah bissl wos orbeiten, mit Leit orbatn und mei Mutta find des ah sehr guat, doss i des, doss i des mochn wü und doss des mei Entscheidung ah is, doss is des wü gern.

I: Hm, warum magst du das gern machen?

IP1: Ähm, / äh

I: Was gefällt dir da?

IP1: Weil, naja eher, was ma so gfoit, dron gfoit, äh, na i kenn scho die meisten, die meisten Leit do.

I: Hm

IP1: Und, und aber wenn i des, des net so kann hier in aner Wohngemeinschaft kann, donn gabats no die zweite Möglichkeit, doss i donn in an Pflegeheim

donn arbeit ois so als Pfleger, doss i donn die Leit donn hoit die Leit a bissl pflegen tua und ah mit denan a bissl aussu geh in den Gortn, mit denen a bissl spazieren gehen tua oder ah irgendwos so Sochen besurg für denan, wos hoit net so alla kennan und so und weil i bin des, i hob weil des anfangt, weil des gfoit ma, weil wir weil weil Bekannte amoi von uns amoi do woan mit so klane Babys, Kinder und do hob i, de hob i ah immer gpfllegt und gfüttert und ois, wies no kla woan die Kinder von denan Verwandten und so und des is so immer dron ghängt bei mir und des deswegen wü i a gern mit Leit irgendwos unternehmen, weil und wenn des wirklich kloppt, wos i donn wirklich wü, hob i donn gsogt, wenn i's so mochen wü, wüills i donn nur zweimoi in der Wochn mochen, des haßt, doss i donn zweimoi in der Wochen donn vielleicht donn in die die Wohngemeinschaft geh oder in an Pflegeheim donn geh und, doss i des hoit donn so moch.

I: Hm. Und warum dann nur zweimal in der Woche?

IP1: Äh, weil wenn i des dauernd moch, wär des a bissl zvu für mi donn.

I: Hm.

IP1: Weil, wenn is donn wirklich mochen wü für immer donn, donn donn donn donn muass i donn, donn irgend a Ausbildung mochn und vielleicht wü is donn a für immer mochn, ob a des, jetzt was i's no net.

I: Ok.

IP1: I wü des zuerst nur amoi so...

I: Ausprobieren

IP1: ...ausprobieren, wie des is und ob mas wirklich irgendwie gfoit und so, doss i des moch und jo und do hob i ah mit meiner Mutter gredt, doss i des gern mochn wü und mei Mutter findt die Idee a wirklich sehr guat, doss i des mochen wü.

I: Hm (Geräusch)

IP1: Und jetzt wärm ma hoit seng, ob des donn wirklich so donn kloppt, wenn, wenns geht //

I: Und wie gehts dir hier in der Werkstatt in deiner Firma?

IP1: Ähm, do jo gehts ma wirklich sehr guat und, oba do hob i a kane Probleme mit de Leit.

I: Mit niemanden?

IP1: Na, mit überhaupt kan und ja, und bin wirklich ziemlich sehr vü unterwegs hoit, Sochen hoit besorgen und so hoit.

I: Hm

IP1: Und, und bin hoit, hoit kaum hoit in der Firma hoit und...

I: M., hast du irgendwelche Wünsche für deine Zukunft momentan, wenn du so nachdenkst?

IP1: Äh...

I: Also, außer das jetzt amal auszuprobieren beruflich.

IP1: Äh, Wünsche, äh, naja, also dass hoit, i man des hobn (XXX) gern den Wunsch, doss hoit die Firm, doss hoit die Werkstott do bleiben würde hoit, weil die wird donn nächstes Joah wirds donn weckagrissn, weil des Grundstückl jo zum Verkauf is und, aber aber es wären wären alle glücklich, wenn die Werkstatt do blabn do bleiben würde und weil weil jetzt, wo die dann weckakummt, werden ja donn die Leit aufgeteilt in verschiedene an zwei verschiedene Werkstätten und donn host donn, wenn des donn is, donn host donn überhaupt fost kan Kontakt mehr mit de Leit, weils donn überoi zwei verschiedene Werkstätten san, de san olle froh, wenn unsere Werkstätte do bleiben würde, weil do kenn ma sie schon olle untereinander und do hobn ma sie scho olle untereinander scho gwöhnt und oba do kennan wir leider nix Leit so nix mochn, doss die hoit bleibt und...

I: Verstehst du dich mit irgendwem am besten hier in der Werkstatt?

IP1: Äh, fff, ja des, sehr verstehen tu i mi mit da der D(Pw), die wos hoit im Rollstuhl sitzt.

I: Hm

IP1: Weil mit derer do bin i, muass i sogn, do bin i mit ihrer ah sehr früh, geh mit ihr einkaufen immer, gehn ma immer gemeinsam, gehn ma immer einkaufen, oder wenn sie irgendwos braucht, donn frogts mi, ob i, ob jetzt jetzt Nachmittag in der Pause donn, donn immer no zum A.[Anm. Lebensmittelhandel] auffi geh und, sog i, jo, i geh auffi und donn sogts, ja, sie braucht wos, donn nimm i ihr des hoit mit oder wenss privat irgendwas braucht zum Wochenende, donn bin i ah zum Wochenende immer so bereit für sie und...

I: Hm

IP1: Und, und do bin i, deswegen würd i ah des so gern des so mochn, doss i mit Leit wirklich privat donn irgendwo und mit denen irgendwo donn hinbring zu de Ärzte bring und donn a woat auf de Leit und oder irgendwo hoit woanders hin, wo hoit donn die Betreuer ka Zeit hobn.

Name der Interviewperson: M.
Nummer der Interviewperson: (IP)1
Nummer des Interviews: 2
Datum des Interviews: 20.07.2009
Dauer des Interviews: 41:08

I: Du M., du hast vorhin auch grad wieda erzählt, dass, die Werkstätte wird ja zusperrn?

IP1: Ja.

I: Ja. Ist das schon klar, wann das sein wird?

IP1: Ah, des is jetzt, wenns jetzt stimmt, ist des daun Ende Joahres jetzt.

I: Ende des Jahres.

IP1: Ja. Wei es hätt jo jetzt scho, dieses Joahr jetzt scho sei soin, owa daun homsas wieda geändert und jetzt wirts erst nächstes Jahr dann.

I: Mhm. Wie gehts dir mit der Situation?

IP1: Nahh pf i pfff na es is, i man, es is scho schog, dass weka kummt und so valiert ma hoit daun wieda de gaunzen Freinde wieda, de wos ma do so kennt und so und. Owa es muass hoit amoi so sei, amoi wos aundas ausprobiern hoit.

I: Mhm.

IP1: In a aundare Werkstott hoit amoi wos zu probiern.

I: Wird viel gredet darüber in in der Werkstatt?

IP1: Es wird sehr vü, jo.

I: Mhm.

IP1: Es wird sehr vü do drüber gredt und kau ma sogn, es wird immer, jeden Montag immer bei da Be Besprechung imma gsogt, dass daun de aufgelöst wird und dass hoit daun de Leit wo anders daun hi kemma oda sie wos aundas suachn kenna und do wird scho sehr vü darüber gredt.

[...]

I: Mhm. Du sag, du hast gsagt, dann würdest du deine ganzen Freund' verlieren, ahm. Unternimmst du mit deinen Kollegen hier in der Werkstatt auch was in der, in deiner Freizeit?

IP1: Ahhh, so ned, wei i a jetzt ned so dazua kum, wei i ah sehr vü mitn Spuart jetzt zum tuan hob.

I: Mhm.

IP1: Und do, kau ma sogn, kum i jetzt fost iwahaupt ned so dazua. Sunst wo i nie Spuat gmocht hob, do hob i daun imma mehr Zeit ghobt für meine Freinde und so. Owa jetzt hängt des wieda mitn gaunzen Spuat zaum und so und do hob i fost jetzt ka Zeit, mi mit irgendwöche zum Treffen oder so. Owa so telefonieren tua ma sch, scho imma.

I: Da gibts regelmäßig Kontakt?

IP1: Jaja. Wenn irgendwos is oda wenns Hüfe brauchn oda so, daun bin i imma erreichbar und do kannans mi daun imma erreichen und daun sogn, jo jetzt brauchns des un des und daun, daun foahr i scho hin und daun trifft i mi scho mit eanan.

I: Also wenn jemand von dir Hilfe braucht?

IP1: Ja.

I: Ja. Du hast dich ja, glaub ich, überhaupt auch als sehr hilfsbereiten Menschen beschrieben.

IP1: Jaaa, weil i bin jo vo mei Mutta so erzogen wordn, dass i jede Leit hüf, ah waun i's ah waun i's ned so kenn de Leit, owa i bin hoit so, i bin so erzogen, so hüfsbereit und so, do kaun i des ned sogn 'na jetzt wü i ned und jetzt dua i des ned'

I: Mhm.

IP1: Wei sunst krieg is jo vo denan Leit jo söwo nimma so genau zruck. Wei daun sogns ah 'na der hod ma amoi ned ghoifn, jetzt hüf i eam ah ned' und des wü i owa so ned.

I: Und helfen dir die andern Leute auch, wenn du was brauchst?

IP1: Ahh wenn i untn was zum tuan und hob, es is sehr vü, daun frog i scho, ob mir irgendwer höfn tuat und so höfn kaun und daun höfns ma a.

I: Mhm.

IP1: Und do bin i ah daun imma ah zufriedn, wenn wer mir hüft und so und...

[...]

I: Okay. Mhm. Aber du magst grundsätzlich in der Werkstätte weiter arbeiten. Also jetzt nicht, wenns nicht hier ist, dann in der andern. Und magst nur ein paar Tage in der Woche woanders sein. Hab ich das damals richtig verstandn?

IP1: Ahhh, jo, es gibt duart im F(O) sehr vü Sochn, wos ma mochn kaun, vü, kaun ma sogn, sehr vü Räume und verschiedene Sochn. Und jetzt Ende, kaun ma sogn, Aufaung September, daun bin i wieda im F(O) und schau ma amoi

aundare Werkstättn duart au, weils noch mehrere Werkstättn gibt und do schau i ma no mehr Werkstättn duart au no.

I: Na aber weil du gmeint hast, du kannst dir nicht vorstellen beispielsweise in einem Pflegeheim dann wirklich fünf Tage in der Woche zu arbeiten.

IP1: Ähh, na, des des wü i ned. Wenn i's daun wirklich in an Oidasheim oarbeitn tua, daun würd i des hoit daun zwei Moi in da Wochn hoit mochn. Ned dauernd, wei dauernd, glaub i, des wär mir daun, glaub i, a bissal zu vü dauernd und do hob i daun gmant, wenns wirklich so geht, daun würd i's hoit wirklich zwei Moi in da Wochn mochn. Das i hoit daun wirklich ah in da Werkstott daun bin und wenns mi hoit daun brauchn, dass mi daun auruafn kennan und sogn, jo, jetzt brauchns mi wieda, daun foahr i duart hin.

I: Mhm.

IP1: Hoit, owa dauernd tät i des ned so mochn.

I: Und, ahm, und dann hätts du die Möglichkeit ghabt, in A(O) ne Ausbildung zu machen.

IP1: Mhm, genau.

I: Was wär denn das gwesn für ne Ausbildung?

IP1: Ah, do hätt i daun, na durt hätt i daun verschiedene Ausbildungen mochn kennan, zu an Tischler, Molerei, Schlosser und olle aundaren Sochn, owa di hätt i vurher no kan Beruf ghobt, do hätt no zuerst ah Berufsschui mochn messn no.

I: Mhm.

[...]

I: Mhm. Du und sag, in der ganzen Zeit hast du da irgendwann mal wieder den Wunsch gehabt, eine Ausbildung zu machen?

IP1: Ah, a Ausbüdung würd i scho gern no mochn ah mochn. Wei, wenn ma a Ausbüdung hod, daun valiert mas a ned so leicht, de und daun kau ma sogn, jetzt hob i des und des gmocht

I: Verliert man was nicht so leicht?

IP1: Na wenn ma daun so so gorweit hod draun und so. Und owa so ah Ausbildung de kost jo ah genug und billig san jo de is jo ah ned soiche Ausbüdungen zum mochn.

I: Mhm.

IP1: Owa, owa so bin i ah zufriedn.

I: Du sag, du hast ja dann im Endeffekt mehr als dein halbes Leben hier im B. in der Tischlerei gearbeitet

IP1: Genau

I: Also fast 19 Jahre jetzt.

IP1: Ja.

I: Was hat sich'n in der Zeit verändert? Ich mein, das ist eine verdammt lange Zeit.

IP1: Ah verändert...

I: Was is da passiert, was was...

IP1: Na dass i jetzt...

I: Was gabs da für Erlebnisse, was...

IP1: Na dass ma jetzt hoit vü Aufträge von verschiedene Firmen hom. Wei wir kriang vü Aufträge von verschiedenen Firmen, dass, jetzt sa ma grad wieder dabei für die D. wieda Sochn zum mochn, fia de's san daun so Werbegeschenke fia de Leit daun, de daun durt hi kumman, de kriang hoit daun, de sogn, wos wir so mochn. Und vaändert hod si hoit, dass i jetzt mit sehr vü Maschinen oarweit, hoit de Maschinen ausprobier hoit. Und jo, do bin i jetzt eh ah grad dabei, des auszuprobieren und ois und scho it mit mit da C(Pw) dazua, wei sie kennt si do ah eher bessa mit de Maschinen aus und sie...

I: Sie is ne Betreuerin?

IP1: Jo. Und sie erklärt ma imma, wie des funktioniert und wia des geht. Und do dua i ah sehr vü hobeln, mit da Hoblmaschin und so. Und do bin i hoit ah, eh a zufriedn, dass i so eigschuit wia an de Maschinen.

[...]

I: Was war dir oder was is dir in der ganzen Zeit in der Firma hier das Wichtigste gwesn?

IP1: Ah des Wichtigste, des woar fia mi, dass i hoit, dass is fia de Leit do bin und dass i ah de Leit wirklich sehr vü unterstütz an de an de Oarweirtn und so. Des heißt, wenn ned irgendwos zum Schleiffn is hintn, daun schleiff i scho ah hinn ah und hüf a hintn ah mit. Und oda eiöln de gaunzn Sochn oda hoit jetzt bin i jetzt tua i grad, bin i dabei, so de gaunzn Sochn so Loger zum mochn, schau, dass so de Werkzeigen ois do is, wos ma so braucht oda an Schleifpapiere oda hoit so an Sochn, wos oit an Werkeigen hoit so üblich is, dass is hoit do schau, dass do imma ois do is.

[...]

I: Bist du in der Schule damals eigentlich, seids ihr da auch schon auf Arbeit vorbereitet worden, auf einen Beruf, oder?

IP1: Ahh, na, do woarn, wia i no in da Schui woar, do bin i no ned vurbereitet wordn.

I: Mhm.

IP1: Auf an Beruf. Des hob i erst daun noch meine 10ten Schuijoahr daun von Oarweitsaumt daun ghert, dass i daun ma wos suachn muass. Und, owa so richtig eingeschult bin i no ned gwordn vorher, fiar a Oarweit, wo zum oarweitn.

I: Mhm.

IP1: Des woar hoit nur durt zum hoit so zum lernan, owa so richtig einschulen hob i des no nie ghobt.

I: Hast du damals irgendwie schon Vorstellungen ghabt von einem Beruf oder warst du ganz offen, wie du auch dann da her gekommen bist, wo's dir dann so gfalln hat?

IP1: So richtig woar i no ned so vurbereitet auf auf an, wo wo zu oarweitn. I hob ma des afoch so so,ahh na noch hoit so iwalegt, wos i daun so mochn wü, owa und wos i daun so gern oarweitn würde und hob i ma des hoit so nochdenk nochdenkt hoit und ah so ma so laufn lossn hoit, wos i daun so tua und wo i daun ah hin kum.

I: Mhm. Du M., gibts in deinem Leben Dinge, die dir schwer fallen? Die nicht leicht sind für dich?

IP1: Na so schwer, mir so schwer is? Na, foit ma jetzt derzeit goar nix ei hiatz.

I: Mhm. Du, M., vielleicht so zum Abschluss, was siehst du derzeit als deine Wünsche für die Zukunft?

IP1: Ahhhh

I: Persönlich? Privat? Beruflich?

IP1: Na eher privat, so Zukunft, unter da Oarweitszeit, do is des ned so org, so privat denk i scho immer an des.

I: Mhm. Nein, was für Wünsche du hast?

IP1: Ahso, na dass des, dass des wirklich so mit da, zwischen Oarweit daun, wo i in an Oitasheim daun wirklich daun oarweitn wü, dass des hoit wirklich do, des is mei Wunsch, dass des wirklich kloppt.

I: Mhm

IP1: Dass des funktioniert.

I: Mhm.

IP1: Und auf des bin i wirklich gspoant, ob des wirklich so funktioniert und ob des kloppt.

I: Mhm. Machst du dir Sorgen, dass es nicht klappt?

IP1: Na a bissl moch i ma scho Sorgen, dass des ned so kloppt. Owa...

I: Weil? Warum?

IP1: Ähh, wei wei's wei do sehr vü Leit gibt, san, de des gern mochn, mochn tuan, den Beruf mochn wöln und do was i ned, obs mi daun wirklich neman oda obs eben aundare Leit neman.

I: Mhm.

IP1: Owa i moch ma jetzt derzeit kane Gendaunkn darus, i woart amoi ob und daun werma weiter sehn, obs daun wirklich so geht, wia i mas daun vurstö.

Name der Interviewperson: K.
Nummer der Interviewperson: (IP) 2
Nummer des Interviews: 2
Datum des Interviews: 25.03.2009
Dauer des Interviews: 52:28

I: Ja, schön K., das du dir heute wieder Zeit nimmst für mich.

IP2: Gerne.

I: Also ich hab dir gerade erklärt, was wir heute vorhaben und dass is jetzt einigermaßen klar. Kannst zwischendrin ja immer Fragen stellen. Ähm, wenn wir vielleicht einfach mal anfragen, wenn du mir erzählst, was sich seit dem letzten Mal, also seit Oktober, jetzt haben wir Ende März, was da in der letzten Zeit so passiert is. Also damals hattest du ja gerade deinen ersten Unterstützungskreis bei C. gehabt.

IP2: Hmm ja, was hat sich da getan. So jetzt hat ma halt die, die jetzt für mich zum Unterstützungskreis gekommen sind, ähm, haben versucht, einige Firmen kontaktieren, die man aufgeschrieben hat beim...

I: ...beim Unterstützungskreis...

IP2: ...beim Unterstützungskreis. Und war eine sehr langwierige Sache. Ist ein bisschen langsam vorangegangen. Hab Absagen bekommen oder es hat sich nicht so wirklich...es hat sich schon was getan, aber nicht so, wie ich mir das vorgestellt hab. Gut, bei einer Firma habe ich zwar geschnuppert, aber...

I: Was war das für eine Firma?

IP2: Äh, B.[Anm.Kunststofferzeugungsfirma] in C(O) unten.

I: Was machen die oder was hast du da gemacht?

IP2: Das ist eine Firma, wo Kunststoffprodukte, also für Türen, Fen, so Kunststoffgegenstände für verschiedene Sachen herstellt. Und ich war da Telefondienst und für vermitteln, wenn jemand angerufen hat, den hab ich weitergeleitet, oder am PC oder sowas wie die Kleiderverteilung und ich eine Stunde lang zwei Mal in der Woche herunter musste zum, ja, also, zum...Wenn jemand kommt, damit ich schauen kann, wie viel Kleidung, also. Das hab ich jetzt machen müssen, damit sie nicht so viel Kleidung holen müssen oder so. Und den Postdienst hab ich auch erledigt. Ich bin für sie um fünf, um knapp vor fünf immer auf die Post gegangen.

I: Hmm, am Nachmittag?

IP2: Am Nachmittag um fünf. Knapp vor halb fünf. Und dann bin ich wieder heimgegangen.

I: Wie lang warst du dort? Wie lang hat das gedauert?

IP2: Ein Monat lang.

I: Und von wann, wie waren deine Arbeitszeiten?

IP2: Von eins bis fünf.

I: Und was hast du am Vormittag gemacht?

IP2: Am Vormittag...

I: Warst du in der Werkstatt?

IP2: War ich in der Werkstätte. Und einen Tag in der Woche war ich immer (xxx)

I: Ok, und hast du auch geschnuppert oder da hast du auch...

IP2: G(O)? Da bin ich eigentlich jetzt ähm immer einmal in der Woche. Nur dass man nur halbtags machen kann, weil ich kann ned dort, weil ich hab da nur von Montag bis Donnerstag bei der Firma B.[Anm.Kunststofferzeugungsfirma] hab ich nur von Montag bis Donnerstag gearbeitet und i bin beim Artelier als nur am ...

I: Freitag.

IP2: Ne, am Dienstag eingeteilt gewesen. Ich konnte den Tag leider nicht verschieben. So bin ich dort nur am Abend da.

I: Und den anderen Tag bei der Firma B.[Anm.Kunststofferzeugungsfirma].

IP2: Hmm.

I: Und am Freitag warst du in der Werkstatt den ganzen Tag. Und im Artelier in G(O), da bist du jetzt weiterhin am Dienstag.

IP2: Dienstag den ganzen Tag bei der Firma B.[Anm.Kunststofferzeugungsfirma].

I: Hast du dort eine Anstellung bekommen?

IP2: Nein, eben nicht.

I: Eben nicht.

IP2: Eben nicht. Die haben...

I: Bei der Firma B.[Anm.Kunststofferzeugungsfirma].

IP2: Hab ich keine bekommen.

I: Weil?

IP2: Weil die Tätigkeiten, die ich machen kann, die haben sie auf Dauer ned. Also und für Telefonate...Kommen wenige rein oder sind in der Zeit wenige reingekommen. Das hat sich ned so wirklich für mich rentiert und is halt (xxx) Ja, war a tolle Firma, hätt mir sehr gut gefallen, aber...

I: Wie wars mit den Kollegen dort?

IP2: War eigentlich, war eine sehr nette Atmosphäre für mich. Es war irgendwie (...) also es war schon cool, war eine nette Atmosphäre. I hab jetzt ned mit vielen zu tun gehabt, aber mit denen ich zu tun gehabt hab...

I: Hats gepasst.

IP2: Ja, mit denen hats gepasst.

I: Und in welchem Monat war das, dass du dort warst?

IP2: Ähm (...) in (..) Moment einmal, das war im Februar.

I: Februar.

IP2: Ja.

I: Ok, also du bist jetzt wieder eine Weile...

IP2: Bis Mitte.

I: Mitte März, Mitte Februar?

IP2: Ende Februar.

I: Ok, also das ist ein paar Wochen jetzt vorbei. Hmm. Und du wärst aber gern... dir hätt's gefallen.

IP2: Mir hätt's gefallen, ja weils da, ja...

I: Und wie gehts da jetzt weiter? Im Atelier G(O) bist du aber weiterhin einmal in der Woche?

IP2: Ja.

I: Jetzt den ganzen Tag.

IP2: Ja, jetzt den ganzen Tag.

I: Und im Atelier G(O), hast du da eine Anstellung?

IP2: Das ist A.

I: Aso, das gehört zu A.

IP2: Das gehört zu A.. Ja, wie gehts jetzt irgendwie weiter? Ich bin mir nicht ganz sicher, aber ich glaube, man macht jetzt wieder einen Lu...

I: Einen Unterstützungskreis?

IP2: Einen Unterstützungskreis, ein zweiter. Wäre nicht schlecht. Ich weiß zwar nicht, ich hoffe, das bringt was. Ich hoff, dass die dann was rauskommt. Weil jetzt weiß ma ein bissl mehr, in welche Richtung ich einschlagen will. Ich will ja einfach Büroarbeit erledigen und so.

I: Hmm. Das war dir vorher noch nicht ganz so klar?

IP2: Doch, ja, eigentlich schon, aber da, wo man jetzt nachfragen muss, das ist jetzt einfacher.

I: Und hast du nach wie vor regelmäßig Kontakt mit dem Begleiter von C.?

IP2: Ja.

I: Wie oft siehst du den?

IP2: Der kommt seit Neuestem einmal in der Woche ins Wohnhaus.

I: Ins Wohnhaus. Und trifft sich da mit dir und redet, was er gemacht hat?

IP2: Jo.

I: Und habt ihr schon einen Termin für einen weiteren Unterstützungskreis oder macht ihr den jetzt erst aus?

IP2: Also das ist jetzt nicht so ganz fix; eventuell am 22. April.

I: Ok. Du, und wenn du jetzt vergleichst die Arbeit in der Werkstatt und, weil das war ja das erste Mal, dass du schnuppern warst in einer Firma oder?

IP2: Also in der F.

I: Also in einem Betrieb?

IP2: Ja in einem Betrieb, Firma war das erste Mal.

I: Das erste Mal.

IP2: Also ich war scho...

I: Ah in D(O) warst du.

IP2: In D(O) in der FH, in der (xxx) war ich auch noch. Im D.[Anm. Künstl.Branche].

I: Dieses Geschäft von der A.

IP2: Ja, gehört zur A. Und das wars eigentlich.

I: Und wie würdest du das vergleichen? Die Arbeit dort in dem Betrieb und die Arbeit in der A.? -- Magst du nach wie vor aus der A. raus?

IP2: Ja, das ist und das bleibt mein Wunsch nach.

I: Hmm. --

IP2: Ja. - Irgendwie frag ich mich, was i verkehrt gmacht, mach.

I: Glaubst du, dass du was falsch gemacht hast?

IP2: Na, i woäß jo ned, aber irgendwie. Manche, na verkehrt. Aber es geht so schleppend voran.

I: Hmm.

IP2: Bin jetzt am Startsprung, waß i ned, bild i mir des alles nur ein, oder...

I: Hmm. Hättest du gerne, dass das Ganze ein bisschen rascher geht?

I: Jo, so. -- Ja.

I: Was meinen deinen Eltern jetzt dazu? Weil du hast das letzte Mal erzählt, dass deine Eltern dich das letzte Mal ja schon ein bisschen gedrängt haben, in die A. zu gehen.

IP2: Jetzt denken sie, glaube ich, anders.

I: Jetzt denken sie anders, ok. Hast du mit ihnen auch Gespräche geführt darüber?

IP2: Also diesbezüglich?

I: Genau. Eben über deinen Wunsch, rauszukommen aus der A.

IP2: Ahh, pfff, Gespräche, na, aber sie würdens mir schon wünschen, dass i da rauskomm. Sie sagen, irgendwann schaff is schon.

I: Hmm. Du K., gibts sonst noch wichtige Sachen, die in der letzten Zeit passiert sind, in den letzten Monaten?

IP2: --

I: Die, du erzählen möchtest?

IP2: I weiß jetzt nicht, ob das was von Bedeutung ist, aber i triff mi iaz a immer

mit jemanden in D(O) im E., wo i eventuell versuch, ein bisschen Englisch zu lernen.

I: Hmm.

IP2: Und i bin jetzt auch...

I: Is das jetzt auch ausgegangen von deinem E.-Begleiter? Wie heißt der noch einmal?

IP2: Das ist der B(Pm) (xxx)

I: B(Pm). Ist das auch über den ausgegangen, dass du...

IP2: Ne, eigentli von mir ausgegangen.

I: Hmm, aber dass du ihm das gesagt hast. Und er hat das organisiert oder hast du das selber organisiert?

IP2: Er hats mit. I habs irgendwie gsagt, dass i irgendwie, dass i Englisch lernen möchte und da hat er gsagt, bis Juli is a Praktikantin im E. A Praktikantin is im E. und die könnte immer einmal am Nachmittag und da mit mir einmal in der Woche mit mir immer a bissl eineinhalb Stunden, zwei Stunden a bissl...

I: Das heißt, du hast so Einzelstunden. Und taugt da das? Geht da was weiter? Hast du da schon was dazugelernt?

IP2: Dazugelernt... Wir haben jetzt von Null, ah von Null an. Das is jetzt scho das zweite oder dritte Mal, also.

I: Hast du in der Schule damals Englisch gehabt?

IP2: Ne.

I: Nicht.

IP2: Ungefähr, in echt voll.

I: Von null, ok. Aber so a paar kleine Sätze kannst du schon sagen.

IP2: Ja, a paar, also i tu ma sehr schwer. Also, da is ma ziemlich fertig.

I: Und, ahm, wie stehst denn du, das is eine schwierige Frage. Brauchst mir auch keine Antwort geben, wenn du nicht möchtest, aber was für eine Rolle spieln deine Behinderung für dich in deinem Leben. Und hast du, wo glaubst du, bist du dadurch eingeschränkt?

IP2: Ahm, wo bin i dadurch eingeschränkt? Bei vielem.

I: Hmm, worin fühlst du dich eingeschränkt?

IP2: Ah, Freundschaft, Kollegen, - Beruf, sieht ma ja jetzt.

I: Hmm. Warum Freundschaft? Weils schwieriger is, Freunde zu finden, oder?

IP2: Ja.

I: Hmm.

IP2: Und i. - I weiß ned, ob i das das letzte Mal erklärt hab, erzählt hab. Da i jo von 4 Jahren weg Schule in (xxx) und danach A. Da hab i eigentlich immer nur mit Behinderten zu tun gehabt.

I: Und wie war das für dich?

IP2: Nix gegen wen, aber ähh Kontakt zu außen, also Kontakt zu Nicht-Behinderten hat einfach wenig, wenig stattgefunden, daher nie mit Nicht-Behinderte in den Kindergarten gehen und nie mit Nicht-Behinderten in die Schule gehen und nie in die Schule gehen.

I: Hmm.

IP2: Also bis jetzt. Und des is sehr großes Handicap für mi, jetzt immer, echt. Klar versuch i mi mit den Kollegen, die jetzt kenn, ab und zu anzurufen, aber (schnauft).

I: Die jetzt von da Firma, die (xxx)

IP2: Na na, na. Vor allem, die i so irgendwie kennengelernt hab, aber (schnauft).
- Klar mitn Jahrgängern, aber die, ja, und so weiter, das is dann doch-schwierig immer.

I: Hmm. Du, weißt du, ob ihr so gegen Ende im A.[Schulheim] Berufsorientierung ghabt habts oder so schnuppern in Betrieben hats nicht gegeben oder?

IP2: Nicht dass ich wüsste.

I: Nicht? Also so das Thema Arbeiten gehen war nicht Thema in der Schule damals? Sind die meisten Leute vom Schulheim A.[Schulheim] dann in die A. gegangen?

IP2: HmMMM.

I: Oder hast du noch Kollegen von damals?

IP2: Nein. Nein, sind ned alle. Sind... Also i hab damals scho gsagt, dass i irgendwas am PC, Laptop, PC, Büro machen will. Meine Eltern aber haben gemerkt, dass A. für mich besser ist. Warum auch immer.

I: Weil sie sich Sorgen gemacht haben wahrscheinlich. Und wie...Hast du da protestiert, hast du da gesagt, nein ich will aber nicht, oder?

IP2: Zuerst habe ich, glaub ich, schon irgendwas gesagt, wieso ned, wieso. Dann haben sie halt...Dann hat irgendjemand dann gesagt, ich weiß aber nicht, wer, dass i's jetzt doch machen soll und A. Und jetzt bin i halt 20 Jahre schon im gleichen Haus.

I: Hmm, immer in der Werkstätte in A(O), oder?

IP2: Ja, hmm, über 20 Jahre. Und jetzt hab ich die Schnauze voll. Und ich bereu's, dass i ned früher gegangen bin.

I: Hmm. Also das heißt, von der Schule in die A., das is relativ schnell gegangen auch.

IP2: Hmm ja, eigentlich Schlag auf...

I: Hmm, was hat sich aber...Kannst du irgendwas beschreiben, was sich verändert hat in der Werkstätte, in der Zeit, wo du dort warst? Gibts Sachen, die am Anfang anders waren, als jetzt, oder?

IP2: (Schnauft) Ja. Ahmm und zwar war am Anfang, also mehr fittere Leut, also mit denen ma mehr reden hat können oder einfach nur in den Pausen was machen konnt. Jetzt...

I: Was is mit denen jetzt geschehen?

IP2: Die sind jetzt eher ins D.[Anm. Künstl.Branche] oder haben einfach woanders hingewechselt, oder sind einfach nicht mehr do. Jetzt zum Beispiel, sind einfach mehr, 80% Schwerstbehinderte und ich mittendrin.

I: Hmm.

IP2: Und ich fühl mich einfach nicht mehr wohl. Und i als eigentlich fitter, fitter Mensch pass einfach nicht mehr in das Ding rein, in das Schema rein, find i.

I: Aber du wirst ja jetzt auch von der Werkstatt unterstützt in deinem Wunsch oder? Oder meinst du, dass sie mehr tun könnten oder sollten, oder?

IP2: Ja, i werd schon unterstützt. Jetzt beim nächsten Unterstützungskreis versuch i di Leiterin, dazu zu gewinnen, die Leitung von der Werkstätte...

I: In A(O)

IP2: In A(O), die neue Leiterin, weil sie (xxx) Die kann einiges bewegen, glaub i.

[...]

I: Hmm. Du hast gesagt, dass du früher auch kreativ arbeiten konntest. Dass du das dann auch immer wieder aus Spaß gemacht hast, dass du das auch nicht mehr so gut kannst. Also ich mein, dass es die Möglichkeit

nicht mehr gibt.

IP2: Ja, dafür tur jetzt halt am PC arbeiten, also das passt.

I: Hmm. Und du hast gsagt, du musst oft bitten und betteln, dass du eine Arbeit bekommst.

IP2: -- Ja ne, des is jetzt scho anders. Also am PC, das passt schon.

I: Tust du jetzt vor allem am PC arbeiten?

IP2: Ja, das passt schon.

[...]

I: Alles, was du mir sagst, bleibt unter uns (lacht). Du K., wenn du so an das Thema Arbeit denkst, so ganz allgemein, von deinen Erfahrungen und auch von dem, was du dir da vorstellst, was ist dir da wichtig oder was wäre dir da wichtig? - Was bedeutet Arbeit für dich?

IP2: -- Was bedeutet Arbeit für mich? Ja, dass ma -- auch wichtig der Gehalt, das is auch wichtig – oder man lernt auch andere - lernt mal was Anderes kennen. Und vielleicht sieht ma mal was Anderes und dann lernt man amal was Neues und dann kann man mal was Neues und... Das is, glaub ich, auch wichtig. Vielleicht a mal andere Personen und...Durch den Job lernt man mal andere Menschen kennen, durch die Menschen, ja.

Name der Interviewperson: H.
Nummer der Interviewperson: (IP) 3
Nummer des Interviews: 1
Datum des Interviews: 2008
Dauer des Interviews: 53:56

I: So, H., danke, dass du dir Zeit genommen hast heute für mich.

IP3: Bitte, bitte.

I: So, wie wir gerade besprochen haben, wenn du zurückdenkst an dein Leben, vielleicht einmal an die Schulzeit, was waren so wichtige, wichtige Sachen, die dir passiert sind?

IP3: Also wenn ich an meine Schulzeit zurückdenke, war es eh so ein großer Einschnitt in meinem Leben bezüglich Hauptschule, // weil ich hab zwar ein Jahr Hauptschule in der normalen Schule gemacht, hab ich aber drei „Nicht Genügend“ gehabt und insofern habe ich eben die Schule wechseln müssen und bin dann in die A. gekommen.

I: Von der Hauptschule bist du in die A. gekommen?

IP3: Ja, genau, wo ich dann fünf Jahre war.

I: Und wie war dieser Wechsel für dich?

IP3: Eigentlich war er super. Es war nämlich so, ich habe nämlich keine Freunde gehabt in der normalen Schule.

I: In der Hauptschule?

IP3: In der Hauptschule und ja, das ist so, ich bin dann in die A. gekommen. Da waren dann ziemlich viele Körperbehinderte, das, was ja auch deren Schwerpunkt ist – A. - Schule für körperbehinderte Personen, so heißt das ja. Also da war ich dann fünf Jahre. Ich habe die Hauptschule gemacht und dann habe ich das Polytechnikum gemacht.

I: Hat sich das dann gebessert gehabt in der A.? Hast du Freunde gehabt?

IP3: Ja, da habe ich Freunde gehabt und ich habe auch, ich habe die Hauptschule eigentlich positiv abgeschlossen, // , ohne Fünfer, // , ja und dann nach der A. bin ich nach Wien gekommen.

I: Mhm.

IP3: In den, sozusagen in den Verein B., wo ich dreizehn Jahre war // Und da habe ich meine Lehre zur Bürokauffrau abgeschlossen, // ja, und dann eigentlich...

I: // Und was ist in den 13 Jahren dort noch passiert? Wie war die Zeit dort für dich?

IP3: Pfhh, /// es war sehr hektisch, // erstens, zweitens ich habe einen Mann kennengelernt und wegen diesem Mann bin ich besachwaltet worden.

I: Mmh, kannst du da ein bisschen näher dazu erzählen? Was da passiert ist?

IP3: Ja, natürlich, also es ist so: Ich habe einen Typen kennengelernt, der hat gesagt: "Ja, du bist so super", und was weiß ich was, was er nicht alles so dahergeredet hat

I: Das war ein Kollege dort

IP3: (schüttelt den Kopf)

I: Nein?

IP3: Der war gesund // und der Typ hat mich ausgenommen wie eine Weihnachtsgans.

I: Wie ist das vor sich gegangen?

IP3: Na ja, ich war saublöd. Ich war blind vor Liebe - sagt man. (lacht). Ja und es war so, ich bin dann im Prinzip besachwaltet worden wegen ihm.

I: Mhm.

IP3: Das, was mir immer noch nachhängt: Ich habe noch immer einen Sachwalter und ich möchte unbedingt aus der Sachwalterschaft raus.

I: Und wie beeinträchtigt dich die Sachwalterschaft?

IP3: Na schau, ich kriege /// pro Woche 30 Euro. Früher hatte ich 50 Euro die Woche. Jetzt kriege ich 30 Euro und ich muss mir im Prinzip alles selbst kaufen, was ich so außertürlich vom C. will, z.B. Frühstück oder Kaffeehaus oder was auch immer, ja. Ich muss mir alles selbst zahlen und ich weiß manchmal nicht, wo das Geld hingeht, ja. // Und ja, es ist halt einfach das ein Wahnsinn. Und wegen diesem Arschloch habe ich im Prinzip einen Sachwalter und wenn ich den Sachwalter anrufe, dann sagt sie "Ja geh, sei nicht so" [imitiert Babysprache] und ich sage dann: "Super, was soll ich deiner Vorstellung nach tun. Soll ich jubeln, dass ich kein Geld habe?" Hat sie gesagt: "Ja schau, so schlimm ist es ja nicht." Habe ich gesagt: " Na eh klar, du sitzt ja am Geld, hast Recht, so schlimm ist es nicht." Ich habe zu ihr einmal gesagt: "Ihr seid so blöd, diese A. [Anm. Sachwalter]." Ich hab den A(Pm) [Anm. Sachwalter] einmal gesehen in meinem Leben, ja.

I: Das ist dein Sachwalter?

IP3: Ja, der Obertrottel. (lacht)

I: Und er wäre dein offizieller Sachwalter?

IP3: Ja, er ist mein offizieller Sachwalter.

I: Und du hast ihn nur einmal gesehen bisher?

IP3: Ja, Gott sei Dank, weil ich glaube, sonst täte ich ihm wer weiß wie oft in die Goschen steigen [Anm. umgangssprachlich für "die Meinung sagen"]. Wie kann so ein Mensch behaupten, ich kann nicht mit Geld umgehen? Ja, ich kriege 50, also 30 Euro pro Woche, muss aber alles zahlen, wenn ich Kaffeehaus gehe, wenn ich wer weiß wohin gehe, ich muss alles zahlen. Na, Entschuldigung, wo ist da eine Gerechtigkeit? Nirgends [Wort wird betont]. Ja, ich meine, du zum Beispiel hast, weiß ich nicht, wieviel Geld in der Woche, das du weggehen kannst, oder? Aha (lacht) Es ist so, ich meine, ich habe 30 Euro, ich kriege alle zwei Tage ein Geld, ich muss immer zum B(Pm) gehen oder wie auch immer der Mensch heißt

I: Wer ist der B(Pm)?

IP3: Der Herr B(Pm)[Nachname]!

I: Der ist dein Betreuer hier?

IP3: Mein Bezugsbetreuer drüben in der Wohngemeinschaft

[...]

I: Und was war danach, du hast die Lehre gemacht und dann?

IP3: Ja, schau, ich war dann immer auf Jobsuche. Ich habe ein Volontariat gemacht in der VHS A(O). Das war eigentlich sehr toll, nur es war so, ich habe dann keinen Job eigentlich mehr gefunden. Weil in der VHS A(O) haben sie leider keinen mehr aufnehmen mehr können, weil die gerade neu aufgebaut haben und so weiter und da haben sie schon hunderttausend Mitarbeiter gehabt, weil der K(Pm), das ist ein Freund von mir, der hat zu mir gesagt, "Du wenn du früher..." „Ja“, hab ich gesagt, „Super, wenn ich früher vor der Tür gestanden wäre..." (lacht) Hab ich gesagt: „Hätte ich den Job gehabt“, habe ich zu ihm gesagt "Gell, hätte ich denn Job gehabt?" „Ja“, hat er gesagt, „So wär es“ und ich hab dann gesagt "So ein Scheiß".

I: Und nach dem Volontariat haben sie dich dann unterstützt ein neues Volontariat anzufangen?

IP3: Nein, haben sie nicht.

I: Sondern?

IP3: Sie haben gesagt: „Dann bist du jetzt einmal im B. tätig.“, habe ich gesagt "Wo, wo bin ich da tätig, bitte?" // Ich war dort - wenn ich mir das genau überlege, das war scheiße. 13 verschissene Jahre waren das. Obwohl ich eigentlich gerne dort war, aber dann wieder doch nicht. Ich habe dadurch mehrere Leute kennengelernt, ja, z.B. die Piazetta nebenan (lacht), Pizzeria.

Also ich habe dadurch Freundschaften geschlossen. Und auch mit dem Hausmeister, da vom B(O), also das ist ein Hausmeister gewesen, der war ein bißchen in der Politik und so und ich hab dann gesagt: "Gut, ja". Insofern bin ich auch in die G.[politische Partei] gegangen. Ich bin noch immer - aber egal - aber ich zahle ihnen nichts, weil das wissen sie, dass ich kein Geld habe, aber ich bin trotzdem noch Mitglied, und ja /// ja

I: Und was war dann nach den 13 Jahren? Wie bist du dann weg gekommen von dort?

IP3: Ich sage dir, wie ich weggekommen bin: Meine Mutter hat gesagt: "Der B. ist ein Scheißverein", hat sie mich rausgerissen und hat probiert, mich in Niederösterreich irgendwo unterzubringen.

[...]

I: Da bist du hergekommen, wie, wie war das dann /// auch im Unterschied zum B.?

IP3: Also es ist ein großer Unterschied, weil im B. war ich nicht vollbetreut, hier im Verein C. bin ich vollbetreut.

I: Vollbetreut meinst du?

IP3: Vollbetreut meine ich. Ich habe Tag und Nacht Betreuer, das, was ich im B. nicht wirklich gehabt habe. Weil ich hab eine eigene Wohnung gehabt im B. und ich hab sagen können: "Ja, heute leckt mich am Arsch, heute gehe ich nicht arbeiten." Das kann ich hier nicht, weil hier bin ich vollbetreut.

I: Ist das besser oder schlechter // für dich?

IP3: Ahm, // ehrlich (fragend) (lacht)?

I: Immer ehrlich!

IP3: (lacht) Es ist schlechter, weil hier bin ich gezwungen, dass ich immer herüber gehe, verstehst du? Weil ich kann nicht zu Hause bleiben und sagen: "Ja, heute geht's mir scheiße, heute will ich eigentlich niemanden sehen". Das kann ich nicht, weil wenn's mir scheiße geht, muss ich trotzdem hinüber gehen, ja, das ist halt das Konzept vom Verein C., auch wenn's dem Menschen scheiße geht, er kann trotzdem herkommen oder er sollte herkommen, ja. Das, was im B. nicht so war. Im B. hab ich nur anrufen müssen und sagen müssen: "Äh, tut mir leid, mir geht's nicht gut, ja". Da hat es oft so Anrufe von mir gegeben: so „Äh, ich fühle mich nicht gut“ oder was weiß ich was. Ja, ja. Und da hat das mit dem Geld ein bisschen anders ausgesehen. Weil da habe ich ein eigenes Geld gehabt und da habe ich sagen können: "Hey du, warte einmal, heute gehe ich essen oder was weiß ich was", das kann ich ja im Verein C. nicht [Stimme geht hoch], weil ich leider nur 10 Euro habe und das ist schon scheiße. /// Also irgendwie war es im B. schon gescheiter. Irgendwie schon, aber dann wieder nicht //. Ich weiß es nicht, wie ich das sagen soll. Schau,

irgendwie, irgendwie war ich schon gern im B. und dann wieder > Geräusche im Hintergrund< bin ich froh, dass ich weg bin, weil die ganzen Leute, die ich dort kennengelernt habe, doch ein bisschen wahnsinnig sind (lacht).

I: Wie kam es dann zur der Idee, eine Zukunftsplanung zu machen?

IP3: Wie die Idee entstanden ist // schau, ich bin fertige Bürokauffrau und ich wollte unbedingt auf den Ersten Arbeitsmarkt. // Wie kam die Idee dazu? Na ja, weil ich fertige Bürokauffrau bin. Wie ist dann die Idee entstanden für eine Zukunftsplanung? Na ganz einfach so: Ich will heraus von hier // ja // ich möchte irgendwo arbeiten gehen. Weil für was habe ich die Bürolehre gemacht?

I: Ahm was, warum möchtest du woanders arbeiten? Weil du die Bürolehre gemacht hast, und?

IP3: Nein, weil ich dann selbst Geld verdiene und weil ich dann im Prinzip auf den Arschsachwalter scheiß. Ja [betont] // und ich ihr dann sage: „Ich kann alleine für mich sorgen.“ Das will ich jetzt die ganze Zeit schon beweisen. Ich kann alleine leben. // Nur ich weiß es nicht, ob das A.[Sachwalter] irgendwie mitbekommen. Ich denke schon, dass sie es mitkriegen, aber ich es weiß nicht, wie meine Magistra Tintifax auf das reagiert. Meine Magistra ist übrigens fünf Jahre jünger wie ich. (lacht) Voll super! Ich habe ihr mal erklärt: "Alte, wie willst du mir erklären, wie man lebt? Du bist 5 Jahre jünger wie ich. Du willst mir erklären, wie man lebt?". Habe ich gesagt: "Gut, super, ich hätte zu dir in den Kindergarten kommen können." Hat sie mir dann erklärt: "Was?" und ich hab gesagt: "Na nicht was!" Ich hab gesagt: "Ich weiß, du bist 5 Jahre jünger wie ich, also wie willst du mir erklären, wie man lebt", habe ich gesagt. "Es kann sein, du kannst verheiratet sein, du kannst Kinder haben, weiß ich schon, nur wie willst du [betont gesprochen] mir erklären, wie man als Mensch lebt?" Ich hab gesagt: "Ich habe ein Problem, ich bin leider nicht geistig behindert, ich kann nur nicht mit Geld umgehen, aber wenn das unter geistig behindert fällt", dann habe ich gesagt: "Dann ist das ein Problem", habe ich gesagt. Na ja, meine Mutter hat behauptet, ich bin geistig behindert. Habe ich gesagt: "Aha, gut, passt." ////

I: Wie war das für dich, als sie das behauptet hat?

IP3: Na, ich war dann ziemlich angefressen [Anm. „nicht gut auf jemanden zu sprechen sein“] auf sie und dann habe ich eine Zeit lang nicht mit ihr geredet. Da hat sie mich immer angerufen und gesagt: "Na, und wie geht es dir jetzt?" Habe ich gesagt: "Weißt was, Mama? Leck mich am Arsch, du behauptest, ich bin geistig behindert."

I: Gegenüber dem Gericht oder gegenüber wem hat sie das behauptet?

IP3: Na ja, sie hat es gegenüber dem Gericht behauptet und so weiter, und dann habe ich gesagt: "Danke" //// Ja, nur es ist aber sehr lustig, ich meine ich habe, ich habe mit dem Land Niederösterreich ziemlich guten Kontakt, ja.

I: Mmh.

IP3: Und der Mitarbeiter vom Land Niederösterreich hat gesagt: "Du, ich sage dir eines, geistig behindert bist du sicher nicht!" Habe ich gesagt: "Na wirklich?", habe ich zu ihm gesagt, "wirklich wahr? Ich bin nicht geistig behindert, (ironisch lachend), das finde ich aber nicht schlecht". Ich habe nur zu ihm gesagt: "Ich finde es einfach eine Frechheit, dass meine Mutter solche Behauptungen aufstellt." Und er hat gesagt: "Na ja, Eltern..." Und ich hab dann gesagt: "Na ja, nicht Eltern!", habe ich gesagt, "Das ist nur meine Mutter, weil mein Vater sagt so etwas nicht." Hat er gesagt: "Na ja gut, die Mutter..." Hab ich gesagt: "Na ja gut, nette Mutter, es ist einfach nur eine Frechheit!", habe ich gesagt.

I: Und die Zukunftsplanung, wie ist es dann weitergegangen? Du hast dich mit der C(Pw) getroffen, ihr habt am Anfang über das Wohnen geredet und da hat sich herausgestellt, das ist jetzt nicht so leicht und wie seid ihr dann aufs Thema "Arbeit" gekommen?

IP3: Na ja, das war dann die nächste Zukunftsplanung und dann habe ich zur C(Pw) gesagt: "C(Pw), du, ich sage dir was, ich bin Bürokauffrau", hat sie gesagt: Ha, ha, das weiß sie eh, dann habe ich zu ihr gesagt: "Ja super," habe ich gesagt, "jetzt erklärst du mir bitte, was ich da eigentlich in der Beschäftigungstherapie mache". Hat sie mir erklärt: "Na ja, das ist ja nur eine Übergangslösung", habe ich gesagt: "So ein Blödsinn" [spricht betont]. Habe ich gesagt "Wo ist das eine Übergangslösung", habe ich gesagt, "Ich bin in Beschäftigungstherapie, ja, schön Verein C. Super, jetzt kann ich schreiben: Super, (lacht) ich bin in Beschäftigungstherapie Verein C. // Cool!", habe ich gesagt, "Das wird mir jemals weiterhelfen, wenn ich mich bewerbe?" Hat die C(Pw) gesagt: "Na ja, so solltest du es nicht sehen." Hab ich gesagt: "Super, ok", habe ich gesagt, "wie schreibe ich das dann?", habe ich gesagt. Ich habe ihr erklärt, ich kann ins Bewerbungsschreiben nur schreiben, dass ich vor so und so vielen Jahren die Abschlussprüfung gemacht habe zur Bürokauffrau und dann im Prinzip 20 Jahre nichts getan habe. Habe ich gesagt: "Super, das ist nett. Bitte, das kommt gut an bei den Arbeitgebern // oder // schon, oder (lacht) //, weil, ich meine, was soll ich da reinschreiben Ich hab den ECDL Führerschein, na ok, super und das war's auch.

I: Mhm.

IP3: Also...

I: Also in diesen Treffen habt's ihr diese ganzen Sachen besprochen?

IP3: Ja natürlich.

[...]

I: Und das Hauptthema ist jetzt die Arbeit >Stuhlrücken<

IP3: Ja //// Ja, nein und ich hoffe, ich hoffe, ich sage es jetzt ganz offen und ehrlich, ich hoffe, es passiert demnächst was, weil ich bin schon so am Durchdrehen, weil ich halte es nicht mehr aus da. Verein C. (lacht) [gequält]

I: Wo soll was passieren, was soll passieren?

IP3: Na ja, jobmäßig.

I: Was ist denn passiert bisher? Oder hast du jetzt was gemacht seitdem? Oder hat der Unterstützungskreis was gemacht?

IP3: Nein, nein, nein! Es ist so: Ich meine, ich habe mich bei mehreren Firmen beworben, ja >läuten im Hintergrund< Was weiß ich wie die Firma heißt, C[Anm.Telekommunikationsbranche], was weiß ich, ja, und //// Ja, im Prinzip habe ich keine Antwort bekommen, und // ja, insofern hab ich mir halt vorgestellt, die C(Pw) oder die E(Pw) oder weiß ich nicht wer sitzen da drinnen, vielleicht kennen die irgendwen. In irgendeiner Firma oder so, ja? Weil es ist irgendwie jetzt im Sand, es verläuft irgendwie im Sand zurzeit // Ja //// aber ich möchte unbedingt, ich möchte unbedingt am Ersten Arbeitsmarkt // weil ich versumpere [Anm. verkommen] (lacht). Ich meine schon, weil, schau, ich bin fertige Bürokauffrau, aber ich versumpere [Anm. verkommen] im Prinzip mit meiner Ausbildung.

I: Hat sich denn schon was getan? Was hat sich denn verändert seit, seit der Zukunftsplanung?

IP3: // Nicht viel, gar nichts, hat sich im Prinzip gar nichts verändert.

I: Hast du noch ein Volontariat oder ein Praktikum gemacht?

IP3: Nein [Stimme geht hoch]

I: Intern?

IP3: Ja, das schon. Ich meine, das interne Praktikum bei der E(Pw), na eh klar, aber ich meine, dass ich sage, ich wäre in eine richtige Firma gegangen oder so, nein, das war nicht.

I: Und wie ist das interne Praktikum hier?

IP3: Na, eh super, eh super.

I: Eh super, was meinst du damit?

IP3: Na ich finde, schau, ich finde das ganz toll, ich meine, ich bin jetzt immer bei der E(Pw) vorn im Büro, ich mache halt Bürotätigkeiten, was weiß ich, Kopierarbeiten oder Telefondienst oder irgendwelche Ablagen oder so, das mach ich schon. Nur es ist halt so...es ist halt intern und das sehe ich nicht als, als //// Praktikum, oder wie sagt man da

I: Mhm, Praktikum, ja.

IP3: Ich sehe es nicht als so, sondern ich weiß nicht, wie ich es sehe (lacht), als Beschäftigung

I: Wie geht es dir jetzt mit der Situation? Es steht still // du hast das Gefühl, es steht still und die Leute reagieren nicht auf die Bewerbungen. Wie geht es dir damit?

IP3: Ja, es geht mir nicht gut.

I: Na weil?

IP3: // Ja schau, wenn ich mir immer denke, für was schreib ich Bewerbungen, wenn das dann im Prinzip im Mistkübel landet, für was mach ich das?

I: Mmh.

IP3: Ja, ich meine wirklich, für was? Ich mein, schau, es ist //// es ist eben nicht //// ach Gott, wie sagt man da //// ein ziemlicher Käse [Anm: ziemlich deprimierend] //// wenn ich im Prinzip //// in der Leere stehe //// ich meine // es bringt mir nichts, es bringt mir nichts. // Es bringt mir nichts, irgendwelche Blindbewerbungen zu schreiben. Es hat ja keinen Sinn // weil sobald der Chef liest „körperbehindert“, na gut, danke, legen wir ab. Und das hat bitte keinen Sinn.

I: Hast du das besprochen in deinem Unterstützungskreis? >Surren im Hintergrund<

IP3: Ja, natürlich, aber nicht nur einmal.

I: Mmh, und habt ihr neue Ideen gehabt, was ihr jetzt tun könnt?

IP3: Nein, // nein, also eigentlich gar nicht. //// Weil, schau, es ist so in meinem Lebenslauf kommt es ja nicht raus, dass ich körperbehindert bin, ja? Es kommt ja erst dann raus im Prinzip, wenn // wenn ich dann das Bewerbungsschreiben schreibe, so "Hallo ich bin die H. und ich bin // leider Rollstuhlfahrer." Ja ok, dann legt der Chef das weg. Es hat wirklich keinen Sinn und ich darf nicht lügen, oder, oder? //// Es hat keinen Sinn, ich weiß. //// Ja und es ist so, ja, ich bin // ich bin halt 100 prozentig beim Verein C. gefesselt.

I: Was würdest du dir wünschen? Wie sollte es weitergehen in deinen Augen?

IP3: //// Wie soll es weitergehen in meinen Augen //// Ich weiß es nicht, ich weiß nicht, ich weiß nicht, wie ich das sagen soll. Ich weiß, es gibt bestimmte Stellen in Wien, die ich anschreiben kann oder wo ich mich informieren kann//, bezüglich Bewerbungen und bezüglich Körperbehinderte und so weiter. Es gibt schon mehrere Stellen in Wien, nur das hilft mir eigentlich nichts, weil ich meine, ich kann anrufen und fragen: "Ja, könnt ihr mir einmal kurz helfen?" Ja, super, ja! Die sagen, ja, aber was können sie wortwörtlich? Nichts. //

I: Und würdest du dir von deinem Unterstützungskreis etwas Anderes erwarten?

IP3: Nein, eigentlich nicht. Weil denen sind auch die Finger gebunden, also denen sind auch die Hände gebunden //// So blöd das klingt, aber es sind ihnen die Hände gebunden.

I: Mhm.

IP3: //// Ja und ich weiß nicht, was ich tun soll, ich weiß es wirklich nicht //// Es war vor ein paar Jahren leichter ////

I: Was war vor ein paar Jahren leichter?

IP3: Einen Job zu finden.

I: Mhm.

IP3: // Weil, wenn ich auf das AMS fahre, dann sagen sie mir immer: "Ja, Fr. [Nachname], natürlich", und dann sage ich: „ Gut, okay, wenn ihr sagt ‚Natürlich‘ und so ein blödes Grinsen im Gesicht habt, das ist nicht wahr.“ Weil, wenn ich wortwörtlich im AMS drinnen bin und sage: „Ich suche den Job Nummer Soundso, ja, Telefonistin.“, dann sagen sie immer „Ja, natürlich“ und ich dann "Ja, natürlich, schön"(sarkastisch) ich hab dann gesagt: "Bitte, könntet ihr nicht blöd grinsen? Das wäre besser für mich - besser zu verstehen."//// Ja, natürlich sagt man das nicht so, gell [Anm. stimmt es]? Nur ich meine, wenn einer mir gegenüber steht und sagt: "Ja, Frau H., und wir haben" [sarkastischer Unterton] sag ich: „Gut, okay, und was habt ihr wortwörtlich außer nichts? Gar nichts? Finde ich gut, ja.“ Und es ist einfach, es ist einfach schmerzhaft, wenn ich ins AMS fahre und ich suche einen Job. Ja, jeder Tschusch [Anm: diskriminierender Ausdruck für Ausländer] wortwörtlich kriegt eine Arbeit. Ich Österreicher kriege keine Arbeit. Warum, verstehe ich nicht. //// Verstehe es wirklich nicht.

ABSTRACT

Bis dato gibt es keine relevanten Ausarbeitungen der Konzepte der „Wissensvorräte“ und „Relevanzen“ nach Alfred Schütz und Thomas Luckmann. Insbesondere nicht auf das Arbeitsleben von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung bezogen. Unter anderem auch deswegen, da sowohl Kinder als auch Menschen mit Beeinträchtigung nicht zur Zielgruppe der beiden Autoren gehörten und somit in ihren Werken gänzlich ausgenommen wurden.

Alfred Schütz' unvollendetes Lebenswerk „Strukturen der Lebenswelt“ wurde zwar schon lange Zeit für philosophisch orientierte Arbeiten herangezogen, jedoch schenkte man der Bedeutung der Möglichkeiten für empirisch forschende Ansätze kaum Beachtung. Die Phänomenologie, welche eine menschliche Existenz voraussetzt, wobei sich das Subjekt als leiblich, sozial und kulturell eingegliedert in der Welt versteht, bietet einen Rahmen für die Entfaltung der Gesellschaftswissenschaften. (vgl. Zahavi 2007, S.91) So dauerte es auch in den Sozialwissenschaften einige Zeit, bis sein phänomenologischer Ansatz aufgenommen wurde.

Da es, neben der Analyse und Darlegung der Literatur „Strukturen der Lebenswelt“, ebenfalls ein Anliegen dieser Abhandlung ist, auf subjektiv erlebte Partizipation im beruflichen Lebenslauf und dessen persönliches Erleben von Menschen mit intellektueller Beeinträchtigung näheren Einblick zu gewähren, stellte sich Schütz' Werk als sozialphänomenologische Grundlage für diese Ausarbeitung als bestens geeignet und aussagekräftig heraus – gerade deswegen, da man zentrale Aussagen der phänomenologisch ausgerichteten Soziologie nach Alfred Schütz insbesondere im Handeln und in der Sinngebung, die innerhalb der eigenen Lebenswelt vonstatten gehen, findet. Innerhalb dieses Rahmens gilt es zu klären, wie es zur subjektiven Orientierung in der Welt kommt, wie Erfahrungen und subjektive Wissensvorräte entstehen und wie diese mit objektiven Wissensvorräten gekoppelt sind. Das Ziel dieser sozialphänomenologischen Studie ist es, herauszufinden und zu erläutern, wie sich eine Welt im Bewusstsein jedes Individuums konstituiert und wie der Mensch seine Welt schafft. (vgl. Abels 2007, S. 64)

LEBENS LAUF

PERSÖNLICHE DATEN

Name:	Katja Pfaffinger
Geburtsdatum:	29. November 1985
Geburtsort:	Krems a. d. Donau, Niederösterreich
Staatsangehörigkeit:	Österreich
Familienstand:	ledig

SCHULBILDUNG/STUDIUM

1992 – 1996:	Volksschule Lerchenfeld, Krems a. d. Donau
1996 – 2001:	BRG Ringstraße Krems, Krems a. d. Donau
2001 – 2006:	Höhere Bundeslehranstalt für wirtschaftliche Berufe, Schwerpunkte Gesundheit und Soziales Krems a. d. Donau
seit WS 2006	Diplomstudium Pädagogik, Universität Wien
16.03.2009	Erste Diplomprüfung im Diplomstudium Pädagogik
November 2012	Abschluss des Diplomstudiums Pädagogik mit den Schwerpunkten Berufliche Rehabilitation und Aus- und Weiterbildung

FACHEINSCHLÄGIGE PRAKTIKA

Februar 2008 – Juni 2009	Lernclubbetreuung und Gedächtnistraining für SeniorInnen im Nachbarschaftszentrum 3, Wiener Hilfswerk, Barichgasse, Wien
27.09.2010 – 06.06.2011	Wissenschaftliches Praktikum im Rahmen des Projektes „NOESIS“, Institut für Bildungswissenschaft, Universität Wien

BERUFLICHE TÄTIGKEITEN

September 2008 – Juni 2009	Lernbetreuung bei den Wiener Kinderfreunden, Wiener Volkshilfe, Ruckergasse, Wien
September 2010 – Juli 2012	Pädagogische Assistentin im LOS (Lehrinstitut für Orthographie und Sprachkompetenz) Wien Favoriten, Keplerplatz, Wien